

Dr. W. J. LEYB
Frankendag 587
1854

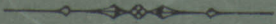
137

Transvaal,

das Land, seine Bewohner
und
seine wirtschaftlichen Verhältnisse.

Nach mehrjähriger
eigener Anschauung gezeichnet
von

G. Heitmann.



Beleg-Exemplar

Um Beleg wird dringend gebeten!

Commissionsverlag
von

am 13
Gustav Weigel, Leipzig.

im. 13
Dr. W. J. LEYDS

Frankenlag 337

GEYERHAGE

Transvaal,

das Land, seine Bewohner
und
seine wirtschaftlichen Verhältnisse.

Nach mehrjähriger
eigener Anschauung geschildert
von
G. Heitmann.

Commissionsverlag
von
Gustav Weigel, Leipzig.

1889

ein neues Heim fanden, dem Vaterlande verloren gegangen sind, fremde Sprache und Wesen angenommen haben, Konsumenten fremder Industrie-Erzeugnisse wurden, ja in vielen Fällen sogar deutschen Produzenten erfolgreich Konkurrenz machen. Besser hat dagegen der kleine Prozentsatz deutscher Auswanderer Sprache und Sitten der Heimat bewahrt, der nach Süd-Rußland, Palästina, dem Karlande und Süd-Brasilien versprengt wurde, wo das einheimische Element sich nicht wie in Nord-Amerika dem deutschen überlegen zeigte und die Ansiedler, in Kolonien nebeneinander wohnend, ziemlich streng von ersterem geschieden blieben. In richtiger Würdigung der Vorteile, die besonders Süd-Brasilien dem deutschen Emigranten bieten, hat es sich nun der deutsche Kolonialverein zur Aufgabe gemacht, wenigstens einen Teil der Auswanderer, deren Erziehung dem Mutterlande bedeutende Kosten verursachte und die sonst in Nord-Amerika und Australien entweder zu Grunde gehen oder dem Yankee-tum und Anglizismus in die Hände fallen würden, dem südamerikanischen Kaiserreiche zuzuführen, wo sie Konsumenten deutscher Waren bleiben und das dortige Deutschtum verstärken und kräftigen helfen.

Dem Deutschen, der sich mit den Verhältnissen anderer überseeischer Länder vertraut gemacht hat, drängt sich indessen naturgemäß die Frage auf, ob denn Süd-Brasilien das einzige Land sei, in dem deutsche Ackerbau-Kolonien mit Erfolg gegründet werden können. Um diese Frage beantworten zu können, ist es notwendig, daß man über die Verhältnisse der in betracht kommenden Länder genau informiert ist. Solche Information ist mit Rücksicht auf Transvaal im besonderen und Süd-Afrika

und besonnenen Männern für ihre Unternehmungen bieten. Wenn ich deshalb mit dem vorliegenden Werke auch nur eine Anregung gebe, den vorhandenen Mangel auszufüllen, so ist schon dadurch ein Hauptzweck meiner Bestrebungen erreicht.

W i s m a r.

G. Heitmann.



Allgemeines Register,

verbunden mit Erklärung der dem Leser
fremden Ausdrücke.

- Nale 4.
Ackerbau 58.
Alte Kolonie (Kapland) 93.
Amajuba-Berg 15.
Amatonga 107.
Ameisen 4.
Andries-Dhrigstadt 10. 101.
Angorahaar 46. 71.
Ansiedlung 63.
Antilopen 2.
Asagaiholz 6.
Asthma 12.
Augenkrankheit 12.
Baines 9.
Bananen 56.
Bank-Institute 78.
Bankenseld 1.
Baobab 6.
Barber 4.
Barberton 108.
Baster, landläufige Bezeichnung für Mischling 27.
Basuto (Kaffernvolf) 28. 101.
Batataß 57.
Baumwolle 6. 66.
Baumwuchs 5. 51.
Benauwde borst (beängstigte Brust) 12.
Berliner Missionsgesellschaft 27.
Berea, Bezeichnung für die Uferhöhen bei Durban und Lorenzo Marques 105.
Betschuanaland 72.
Betschuaneu 26. 92.
Bevölkerung 35.
Bierbrauerei 33.
Biltong, wahrscheinlich identisch mit bultong, Stierzunge; Bezeichnung für getrocknetes Ochsenfleisch 72.
Blaugummibaum (Eukalyptus) 38. 52.
Blei 9. 72.
Blesbock (Antilopenart) 3.
Bloemfontein, Hauptstadt des Orange-Freistaates 73.
Bloemhof, Distrikt und Dorf 49. 74.
Botjabelo 27. 32.
Brennholz 74.
Buren, ihre Geschichte 14.
= ihr Charakter 17.
= ihre Lebensweise 23.
Buschfeld 1. 5. 66.
Buschmänner 26.
Butter 40. 72.
Button 7.
Burgers 103.
Cachet 17.

- Chaka oder Tschaka, Sulu-
 könig 29.
 Christiana, Distrikt und Dorf
 74.
 Damm, Wasser-Reservoir 61.
 De Kaap=Goldfeld 108.
 Delagoabai 8. 100. 104. 108
 Delagoabai = Eisenbahn 34.
 71. 103.
 Denisulu 95. 97.
 Deutsche 32.
 Diamantfeld 5. 72.
 Dingan, Sulkönig 14. 29.
 Dormakaar=Feld 47.
 Dornbüsche 5.
 Dorstland, Durstland, Kala-
 hari 10.
 Dörfer 71.
 Drakensberge 11. 15. 75. 102.
 Drift (Fuhr) 45.
 Dugutha 104.
 Durban, Hafenstadt Natal's 75.
 Du Toit 26.
 Erntelung 7.
 Eiche 52.
 Eingeborene 26.
 Einwald 95.
 Elefanten 2.
 Elefantenfluß, Olifants Rivier
 2.
 Engländer 30.
 Erdferkel, aardvark 4.
 Europäer 30.
 Fachtgeneral 85.
 Feldkornet 85.
 Feigen 56.
 Feigenkaktus 56.
 Feldschuhe, ungeschwärzte
 Schuhe aus von den Buren
 selbstgegerbtem Leder 80.
 Felle 71.
 Fieber 10. 102.
 Finken 56. 69.
 Fische 4.
 Forstkultur 51.
 Gartenbau 56.
 Gatsrand 5. 51.
 Gefängnisse 89.
 Gelbholzbaum 1. 6.
 Gemüse 57 72.
 Gerberei 81.
 Gesundheitszustand 12.
 Getreide 58.
 Gewitter 12. 63.
 Giraffen, afrikanisch kameel
 genannt 2.
 Gold 71.
 Goldfelder 7. 15. 73. 108.
 Gold-Konzeffionen 7
 Gosen 93.
 Gnu, Wildebeest genannt 2.
 Granatäpfel 56.
 Gras 4. 47.
 Grasbrände 49.
 Griqualand 55.
 Gummibaum (Eukalyptus)
 38. 52.
 Hagelboen 10.
 Handel 71.
 Handwerker 31 69.
 Harrysmith, Handelsplatz im
 Freistaat am Fuße der
 Drakensberge 75.
 Hariebeest, Hirschkuh, Anti-
 loopenart 2.
 Hariebeesthaus 65.
 Hariebeestfontein, bedeutende
 Ansiedlung im Botchef-
 stroomdistrikt 5. 71.
 Häuserbau 64.
 Häute 71.
 Heidelberg, Distrikt und Dorf 9.
 Hef, Kraalthür 45.
 Hermannsburger Mission 27

- Heuschrecken 58.
 Holländer 30.
 Hoogefeld 1. 4.
 Houtbojchtop (Holzbojchtoppe)
 6.
 Hugenotten 14.
 Indigo 6. 66.
 Industrie 79.
 Ingogo 15.
 Inyat, Insel 105.
 Johannsburg 108.
 Joubert, Piet 85.
 Kaffee 6. 66.
 Kafferfinken 69.
 Kafferforn 29. 72.
 Kaffern 26.
 Kalahari-Wüste 10.
 Kameeldornbäume, langdor-
 nige Akazien, deren Blätter
 das Lieblingsfutter der von
 den Buren Kameel ge-
 nannten Giraffen bildeten
 5. 51.
 Kamp 39.
 Kapenaar, Kapländer aus
 nächster Nähe von Kap-
 stadt; die andern heißen
 im Transvaal Burländer,
 wie das Kapland Burland
 genannt wird 87.
 Kaplarre, leichtes zweiräder-
 iges Fuhrwerk 37.
 Karreebaum, hochwachsender
 Baum mit Weiden ähn-
 lichen Blättern 6.
 Karrubusch 55.
 Karrufeld 3.
 Karoß oder Karos, Fell,
 welches den Eingeborenen
 als Kleidung dient 39.
 Kattel, Bettgestell 43.
 Kirichen 56.
 Kimberley, Hauptort auf den
 Diamantfeldern 75.
 Klima 9.
 Klipriviersberg, Steinfluß-
 berg, Gebirge im Heidel-
 berg-Distrikt 51.
 Kobalt 9.
 Kochsalz 74.
 Kohlen 9 106.
 Komatifulß 6. 104.
 Konsulat 33. 109.
 Kop, Bergkuppe 2.
 Korannaberg, Berg im Frei-
 staat 52.
 Korhahn 3.
 Krokodile 4.
 Krokodilfluß 4.
 Krüger, Paul 31. 84 103.
 Kraal (span. corral), land-
 läufige Bezeichnung für
 Viehhürde 39.
 Kulis 78.
 Kupfer 9.
 Kürbis 58.
 La Bengula 15.
 Langberg in Betschuanaaland
 95.
 Langsued 15.
 Landdrost 30. 84.
 Landwirtschaft 37.
 Leopard 3. 38.
 Libombo-Gebirge 1. 102. 104.
 106. 109.
 Lichtenburg, Distrikt und
 Dorf 74.
 Limpopo 2. 4. 15.
 Livingstone 16. 48.
 Londoner Vertrag 15.
 Loquat-Frucht 56.
 Lorenzo-Marquez 100. 104.
 Löwen 2.
 Lungenseuche 69.

- Swasiland 8. 109.
 Südafrikanischer Verein 110.
 Tabak 53. 59. 68. 72. 74. 80.
 Tambuki-Gras 65.
 Tauschhandel 74.
 Tembesluß 104.
 Temperatur 11.
 Termiten 4.
 Teufels-Komptor, Skantoor 8.
 Tierwelt 2.
 Tocht, Reise 12.
 Tomatos 57.
 Transportreiter, Fuhrleute
 68. 75. 103.
 Tref, Wanderung 21. 49.
 Trefzeug, Ochsenjoch 44.
 Tsetsefliege 48. 101. 102.
 Umbandine 109.
 Umflatusifluß 97.
 Umkomanzi, Umkomogazi 104.
 Umwelojifluß 104.
 Usutu- oder Umtifluß 102.
 105. 106.
 Usutupartei 95.
 Utrecht, Distrikt und Dorf
 15. 98.
 Baalfluß, fahler, gelbgrauer
 Fluß 2. 55. 64.
 Basako de Gama 105.
 Vegetation 4.
 Volksrat, volksrad, Abgeord-
 neten-Versammlung 22. 84.
 Bryheid, Hauptstadt der
 Neuen Republik 98.
 Bryburg, Hauptstadt von
 Stellaland 95.
 Wachenbijsje, Dornbüsche.
 (Die Schreibweise des
 Wortes ist der afrikanisch-
 holländischen Mundart ent-
 lehnt, nicht dem Hoch-
 holländischen.) 5.
 Wagenbau 43.
 Wagenburg 64.
 Wald 5.
 Wallnußbaum 56.
 Wassermelone 58.
 Wasservogel 53.
 Waterberg, Distrikt und Ge-
 birge 9. 64.
 Wegbelastung 41.
 Wehrpflicht 86.
 Warren, General 93.
 Weidenbaum 6. 69.
 Weinbau 57.
 Wesleyanische Mission 27.
 Winkel, Kaufladen 71. 75.
 Winkelier, Kaufmann 74.
 Witwatersrand, Höhenrücken
 des mittleren Hoogefelds,
 WassertheidezwischenBaal-
 flußundGimpopo 7. 37. 108.
 wit zeer keel, weiße wunde
 Kehle 12.
 Wind 11.
 Wolle 71. 81.
 Wunderfontein, Wonderfontein
 59. 71.
 Wyk, Landkreis 85.
 Zebra 2.
 Zeekoegat (Flußpferdgrube) 4.
 Ziegen 46.
 Zigarrenfabrikation 81.
 Zinn 9.
 Zitronen 56.
 Zoll 72.
 Zoutpansberg, Salzpfaunen-
 berg, Distrikt und Gebirge 7.
 Zuckerbushrand, Zuckerbush-
 rand, Gebirge im Heidel-
 berg-Distrikt 5. 51.
 Zuckerrohr 6. 66.
 Zulu 14. 27. 99.
 Zululand 95. 98.

I. Natur und Klima des Landes.

Transvaal bildet denjenigen Teil des süd-östlichen Afrikas, welcher zwischen dem Baalfluß und dem Mittellaufe des Limpopo gelegen, im Westen durch Britisch Betschuanaland, im Osten durch Zululand und die portugiesischen Besitzungen von Delagoabai begrenzt wird. Dieses Gebiet, an Größe Italien gleichkommend, wird seiner Natur nach in drei Teile geschieden: einen südlichen Teil das Hoogefeld; einen nordwestlichen, das Buschfeld; und einen östlichen, das Bankensfeld. Das Hoogefeld, 4—6000 Fuß über dem Meere gelegen, ist ein ausgezeichnetes Grasland, eignet sich vorzüglich zur Viehzucht, in den gut bewässerten Distrikten auch zum Ackerbau und ist sehr gesund. Das Buschfeld, 2—4000 Fuß hoch, ist größtenteils mit Mimosen, Akazien, Euphorbien und hin und wieder Gelbholzbäumen (Nutzholz) bestanden, eignet sich stellenweise für Plantagen, hat ein subtropisches Klima und ist in den niedrigen Gegenden während des Sommers ungesund, daher auch größtenteils nur von Kaffern bewohnt. Das Bankensfeld dehnt sich über die schluchtenreiche Bergregion aus, die den östlichen Abfall des zentralen Hochplateaus bildet und findet im Osten seinen Abschluß durch das Libomba-Gebirge, welches als letzte Stufe den Uebergang ins Tiefland vermittelt. Dieses Gebiet ist besonders gut bewässert, enthält große Kohlenlager, Gold, und andere Mineralien, sowie auf geschützten Stellen Nutzholzwälder.

meisten Flüsse und Spruiten (Regenbäche) im Winter zu laufen aufhören, die Fische also, die während der Regenzeit zum Laichen in die oberen Spruiten ziehen, oft dort in tiefen Löchern, den sogenannten Zeekoegaten (Nilpferdlöchern) zurückbleiben und dort entweder ungenügend Nahrung finden oder mittelst Netzen bequem gefangen werden. Für gewöhnlich finden sich nur zwei Arten, der Silberfisch und der Barber, der unserm Wels ähnlich ist und gebraten nicht übel schmeckt. Aale kommen nur in denjenigen Flüssen vor, die dem Indischen Ozean zufließen.

Giftige Schlangen, wovon Buffadder und schwarze Kinghals die gefährlichsten, trifft man noch häufig, obwohl ihre Ausrottung eifrig betrieben wird. Die meisten Schlangen fliehen die Nähe des Menschen und setzen sich erst zur Wehr, wenn sie angegriffen werden. Die Flüsse im Norden, besonders der Limpopo, werden von Krokodilen bewohnt, weshalb die Buren diesen Fluß Krokodilfluß nennen. Auch eine Art giftige Spinne findet sich zuweilen. Ameisen und Termiten giebt es in Menge, besonders auf fruchtbarem roten Grund stößt man alle 20—30 Schritt auf einen 2 Fuß hohen runden Termitenhaufen und gewöhnlich findet sich dann auch in der Nähe ein Loch, in dem das größte der ameisenfressenden Tiere, das Erdferkel, seine Herberge hat.

Die Vegetation ist auf dem Hoogefeld keine sehr mannigfaltige. Das Gras steht zwar im Sommer üppig genug, doch von Blumenreichtum ist nicht viel zu sehen. Der östlichste höher gelegene Teil dieses Gebietes besteht nur aus kahlen Ebenen und Hügeländern. Nach Westen hin, sowie in

den Bergen Zuckerbuschrand, Gatsrand und Maquasieberg findet man häufig Mimosenwäldchen, doch stehen die Bäume weit auseinander und sind meist nicht höher als 20 Fuß. Wer sich solche Wälder nach deutschen Begriffen ausmalt, der wird sich hier gewaltig täuschen. Es giebt jedoch Ausnahmen; in der überraschend schönen Gegend von Hartebeestfontein z. B. sieht man Wälder von stattlich entwickelten 40—50 Fuß hohen Kameeldornbäumen (*Acacia Girafaes*), welche dort im Schutz der hohen Randte üppig gedeihen. Das Holz ist zwar nur als Brennholz zu verwenden, hat aber doch schon viel Geld eingetragen, besonders in den guten Jahren des Diamantfeldes, wo man den unglaublichen Preis von 60 Pfd. St. (1200 Mk.) für eine Wagenfracht Kameeldornholz bezahlt haben soll. Die Abholzung des Landes ist aus diesem Grunde besonders in den südwestlichen Gegenden stark betrieben worden, so daß ganze Bauernplätze von 6—8000 Morgen, welche früher einen ziemlich dichten Baumwuchs zeigten, jetzt auch keinen einzigen Stumpf mehr aufzuweisen haben. Eine Fracht Holz wird gegenwärtig in Potchefstroom mit 10—25 Mk. bezahlt.

Auch die ausgedehnten und meist dichten Wälder im Buschfelde bestehen größtenteils aus Dornbüschen, unter denen sich der Wacheenbitze (*Asparagus Capensis*, Wart ein wenig) durch seine Hartnäckigkeit, die Kleider der Vorübergehenden festzuhalten und zu zerreißen, besonders hervorsticht. Die Buren teilen die verschiedenen Dornsorten ein in Hafendornen, Stehdorn und Haken- und Stehdornen. Sie schlagen, wenn sie im Winter im Buschfelde mit ihren Herden stehen, Holz zum

Haus- und Wagenbau und fertigen aus den härteren Sorten Mulden, Holz-Schüsseln und die verschiedensten Geräte an. Wenn auch dort vielfach Nutzholz vorkommt, so hat man die eigentlichen Nutzholzwälder doch im Bankensfeld, am Pongola und Komati, sowie am Houtboschkop östlich von Marabastad zu suchen. Dort gedeiht Affagaihholz (*Curtisia faginea*), Rotbirnholz (*Phoberos*), Niesholz (*Pteroxylon*), und Stinkholz (*Laurus bullata*), welche als harte Hölzer besonders zum Wagenbau Verwendung finden. Am häufigsten ist jedoch Gelbholz (*Podocarpus*), das bisweilen eine Dicke von 7—8 Fuß erreicht und zu Balken und Dielen geschnitten wird. Trotzdem werden Bretter besonders zu Fußböden von Schweden über Natal eingeführt. An den Flüssen findet sich der wilde Weidenbaum, der oft 60 Fuß hoch wird und dessen Holz zur Möbeltischlerei brauchbar ist, sowie der Karreebaum. Im äußersten Norden trifft man den Baobabbaum.

Die Vegetation des Buschfeldes ist reich und mannigfaltig; vornehmlich an gut mit Wasser versehenen und durch Berge oder Rande vor kalten Nordwestwinden geschützten Stellen bietet sie oft einen Anblick voll tropischer Ueppigkeit. Man hat Versuche gemacht, welche zeigen, daß plantagenartiger Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und dergleichen tropischen Erzeugnissen hier äußerst ertragsfähig sein würden. Der Grund, weshalb man mit Anpflanzung dieser Gewächse bisher noch nicht den Anfang machte, ist in der großen Unsicherheit der nördlichen Distrikte bei etwaigen Kaffertriegen zu suchen, ferner in der Abgelegenheit derselben von einem guten Markte

und dann auch, weil die Buren, die den besten Grund in Händen haben, vielfach nicht Liebhaber von solchen Unternehmungen sind, die ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehmen. Die Befürchtung eines allgemeinen Kafferaufstandes dürfte indes jetzt, da der unruhige Häuptling Mapoch niedergeworfen ist, weniger begründet sein. Einzelne Buren in Marico und Rustenburg bauen schon jetzt Kaffee für ihren eigenen Bedarf. Zuckerrohr wird selbst von den Kaffern auf dem Hoogefeld in geringem Maße angepflanzt, erreicht aber dort nur Fingerdicke und wird von vielen mit Vorliebe gekauft.

Der Mineralienreichtum des Landes ist ein überaus bedeutender. Besonders fordern bei dieser Gelegenheit die Goldfelder, die sich vorzugsweise im Lydenburg-Distrikte finden, eine eingehendere Besprechung. Das Gold findet sich dort meist in Quarz in sehr verteilten Mengen eingesprengt, weniger als Alluvial-Gold. 1870 wurde zuerst auf dem Platze Ersteling bei Marabastadt im Distrikt von Zoutpansberg durch einen Engländer, Button, Gold in rentablen Mengen entdeckt, darauf 1873 durch Osborne die Fundorte von Pilgrimsrest und Mac-Mac, 1882 de Raap und Spikfop, anfangs 1885 Moodies Kief und Ende 1885 das Kief von Witwatersrand bei Pretoria. Aus Furcht vor einer allzugroßen Einströmung von Fremden, besonders Engländern, gestattete die Regierung der Republik die Ausbeute jedoch nicht für jedermann gegen eine verhältnismäßig geringe Abgabe, wie dies in Kalifornien und Australien zu geschehen pflegte, sondern bevorrechtete durch Erteilung kostspieliger Konzessionen reiche Kapitalisten und größere Kompagnien, was für das Land den Nachteil hatte,

daß trotz verhältnismäßiger guter Funde das Goldfeld nicht das Absatzgebiet für Bodenerzeugnisse darbot, welches im entgegengesetzten Falle vielleicht entstanden wäre. Die Kompagnien errichteten ihre eigenen Waren-Magazine und bezogen ihre Lebensmittel über Delagoabai, während die Regierung nicht einmal einen Weg baute, ohne den der Markt für den Landbauer unzugänglich war. So z. B. war noch im vorigen Jahre Moodies Kief nicht anders als zu Fuß über die wildesten Berge zugänglich, und beim Teufels-Komptor am Spitzkop soll, wenn man den Berichten Glauben schenken darf, manches Fuhrwerk in den Abgrund gestürzt und zerschellt sein.

Die geologische Formation der Goldfelder bei Pretoria ist mehr in Uebereinstimmung mit denen bei Marabastadt, über welche Herr Götz in Greifswald in einem Separat-Abdruck aus dem neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. s. w. (Beilageband IV. Heft 1. 85) höchst interessante analytische Untersuchungen veröffentlichte von Gesteinsorten, die Professor Dr. Cohen im Transvaal selbst gesammelt hat. Die Lydenburg-Goldfelder (Pilgrimsrest u.) sind ähnlich, nicht jedoch die Formation auf den Raap- und Swasiland-Feldern, wo das goldführende Gestein mehr den reinen Quarziten angehört. Während an den letzten Orten die goldführenden Quarzadern mehr eingesprengt erscheinen, oft durchbrochen und geknickt sind, findet man auf denjenigen bei Pretoria mehr gangförmige Kiese, die für Meilen verfolgt werden können und dadurch selbst bei nur 1 Unze pro Ton Goldgehalt mehr Sicherheit für eine lohnende Bearbeitung geben. Es ist erfreulich, hier zwei deutsche Kolonisten thätig zu sehen neben

einer von einem Afrikaner unternommenen Industrie.

Silber wird ebenfalls im Transvaal angetroffen, Kupfer wurde schon in früherer Zeit durch die Kaffern ausgebeutet, desgleichen Eisen, dessen Erze man fast überall in den Bergen antrifft, unter anderen den werthvollen Magneteisenstein. Reiche Bleiminen finden sich im Marico-Distrikt, welche bereits mit gutem Erfolg bearbeitet werden; ferner kommt Kobalt, Mangan, Zinn, Porzellanerde, Marmor und Salpeter vor. Unermessliche Steinkohlenlager finden sich in den südöstlichen Distrikten und harren der Ausbeutung. Im Heidelberg-Distrikt wurde 1882 eine Mine bearbeitet, ist aber jetzt wieder eingegangen.

Die ersten Untersuchungen über die Geologie des Landes sind durch den deutschen Reisenden Carl Rauch gemacht, welcher Transvaal in den Jahren 1865—69 nach allen Richtungen hin durchstreifte. Die Resultate seiner Forschungen wurden in „Petermanns Mittheilungen“ 1868—73 dargelegt. Seine Arbeiten wurden fortgesetzt und ergänzt durch Thomas Baines, dessen Werk „The Gold Region of South-Eastern-Africa“ für das beste über diesen Gegenstand gilt.

Das Klima des Transvaal ist als trockenes Klima äußerst gesund und angenehm, nur im Buschfeld nördlich von Magaliesberg und Lydenburg herrschen im Sommer zuweilen Fieber, wovon jedoch die höher gelegenen Gegenden, wie z. B. die Waterberge, weniger heimgesucht werden. Die Büren zeigen sich in diesen Strichen nur im Winter mit ihren Herden, wenn das Gras auf dem Hoogefelde durch den scharfen Reif gewelkt ist, der mitunter

das Feld ganz weiß erscheinen läßt. Sie haben im allgemeinen gewaltigen Respekt vor solchen Gegenden, wo Fieber auftreten, denn viele frühere Niederlassungen, z. B. Andries-Ohrigstadt haben sie des mörderischen Klimas wegen aufgeben müssen. Ein alter Bur erzählte mir, daß sich auf einem seiner Plätze am Apiesflusse ein wahres Klipkopje (Steinberg) von Gräbern befinde; die Buren häufen nämlich Steine auf die Grabhügel, damit sie nicht vom Regen weggewaschen werden. Viele der Buren, die sich ursprünglich im Buschfelde ansiedelten, sind nach dem Hoogefeld zurückgezogen, während andere dem Drange nach der Wildnis folgend, das Land ganz verließen, unter vielen Entbehrungen und Gefahren die Kalahari, das Dorstland, durchzogen und an der Westküste in der Nähe von Moßamedes eine neue Kolonie gründeten.

Während es im Kaplande meist nur im Winter regnet, fällt im Transvaal die Regenzeit in den Sommer, vom September bis April. Ganz ohne Regen sind gewöhnlich nur Juli und August. Je weiter man nach Osten kommt desto größer wird die Regenmenge. Messungen über die jährliche Regenhöhe hat man, meines Wissens, bisher noch nicht vorgenommen. Hin und wieder kommen trockene Jahre vor, welche dem Graswuchs und den Feldfrüchten dann großen Schaden thun. Verheerend wirken zuweilen auch Hagelböen, bei denen Schloßen von Faustgröße mitunter vorkommen. Auf mehreren Plätzen in der Nähe Potchefstrooms wurden im Januar 1885 sämtliche Blätter und Früchte von den Obstbäumen durch eine solche Hagelbö heruntergeschlagen. Schnee ist selten und tritt nur auf dem Hoogefeld und in den Bergen

auf, doch ein Schneetreiben von nur einigen Zoll richtet immer einigen Schaden unter dem Vieh in den ungeschützten Kraalen und, wie bereits erwähnt, unter dem Wild im Freien an, da die Kälte von Mensch und Vieh im Transvaal stärker gefühlt wird und sie derselben leichter erliegen als bei uns. Da die Luft im Winter aber meist klar ist, so schmilzt der Schnee gewöhnlich bald an der Sonne. Die Nachtkälte ruft oft dünne Eisbildung auf dem Wasser hervor. Tagelang anhaltender Regen bewirkt auch zuweilen im Sommer ein solches Fallen der Temperatur, daß es auf Drakensberg vorgekommen sein soll, daß Kaffern, die ungenügend bekleidet eine solche Regennacht im Freien zubringen mußten, am nächsten Morgen erstarrt und tot gefunden wurden. Der herrschende Wind ist im Transvaal der Südost. Regenbringende Winde kommen gewöhnlich aus Südwest, Westen und Nordwest. Heiße Nordwinde dörren im Sommer zuweilen tagelang das Gras, während seltsamerweise im Winter gerade Nord- und Nordwestwinde die empfindlichste Kälte bringen. Im Sommer steigt die Temperatur am Mittag bis 30°, im Buschfelde sogar bis 38° C. Da aber die Luft immer trocken bleibt, so ist die Hitze wenigstens auf dem Hoogefeld lange nicht so drückend und unerträglich wie es in feuchtwarmen Ländern bei der gleichen Temperatur der Fall ist und Europäer wie Afrikaner verrichten selbst an den wärmsten Tagen schwere Arbeit im Freien ohne den geringsten Schaden für ihre Gesundheit. Abend und Nacht verschaffen dem Menschen für Geist und Körper immer Kühlung und Erquickung und verhindern durch das erhebliche Sinken der Tem-

peratur, welches sie herbeiführen, eine Erschlaffung der Muskeln, während die im Sommer unter den heftigsten elektrischen Entladungen, begleitet von krachenden Donnerschlägen, welche die Berge wiederhallen und erdröhnen lassen, fast täglich wiederkehrenden Gewitter die Vegetation mit ihren tropischen Regengüssen stets grün und frisch erhalten.

Der Gesundheitszustand ist diesem ausgezeichneten Klima zufolge im Transvaal unter Einheimischen und Europäern ein befriedigender. Cacht schätzt das Verhältnis zwischen Geburten und Sterbefällen auf 5 zu 1, welche Zahl sich noch vorteilhafter stellen würde, wenn es nicht, besonders auf entlegenen Bauernplätzen, meistens an ärztlicher Hilfe mangelte. Die Quacksalbersucht der Buren, welche sie vielfach verleitet, bei dem geringsten Uebelbefinden Medicinen und Hausmittel anzuwenden, übt auch zuweilen ihre schlimmen Folgen aus. Rheumatische Leiden findet man häufig, die aber meist ihre Ursache in den ungünstigen Wohnungsverhältnissen wie auch der Lebensweise haben, welche letztere die Männer zwingt, auf Jagden und Tochten (Reisen) öfters Nächte im Freien zuzubringen. Kinder sterben häufig an wit zeer keel (Diphtheritis gangraenosa) wie auch an einer benauwde borst genannten Krankheit. Die afrikanische Augenkrankheit, mit Entzündung der Augenlider verbunden, tritt hauptsächlich in Pottscheffstroom und besonders stark unter den Kindern auf, doch ist nicht jeder derselben unterworfen. Asthmaleidende findet man, allerdings sehr selten, auch dort, obwohl die Luft besonders für diese heilsam ist; von Schwindsüchtigen habe ich jedoch niemals gehört und die

günstigen Wirkungen, die für solche Kranke, wie E. v. Weber besonders hervorhebt, aus einem Aufenthalte in den Hochebenen des Orange-Freistaats hervorgehen, dürften sich auch auf dem Hoogefelde von Transvaal nicht minder kräftig zeigen. Ich hörte häufig sagen und fand es vielfach selbst bestätigt, daß Europäer in der ersten Generation, selbst solche, die in der Jugend kein sehr solides Leben führten, in Süd-Afrika ein beträchtliches Alter erreichen.

Fassen wir nun das bisher gesagte zusammen, so kommen wir zu dem Schluß, daß ein Land, welches durch Vernichtung der Raubtiere und des Wildes bereits aus dem Stadium des Urzustandes herausgetreten, welches durch seine Lage den Uebergang von der gemäßigten zur subtropischen Zone vermittelnd fast alle Vorteile beider hinsichtlich der Vegetation in sich vereinigt, dessen Boden so reiche mineralische Schätze bietet und dessen ausgezeichnetes Klima (die Fieberstriche natürlich ausgenommen, in denen kein Mensch zu wohnen braucht, da das gesunde Land groß genug ist) auf jeden menschlichen Organismus nur eine günstige Wirkung ausübt, für die Ansiedlung von Europäern geeignet ist und daß dieses Land, wenn es erst durch eine sorgfamer betriebene Viehzucht, durch gesteigerte Kultur des Bodens und durch ausgedehnten Bergbau-Betrieb mehr nutzbar gemacht ist, auch in kommerzieller und wirtschaftlicher Beziehung große Vorteile bieten wird. Den Hindernissen, welche dieser gesteigerten Nutzbarmachung des Landes bisher entgegentraten, werden wir in den weiteren Kapiteln näherkommen.

II. Die Bewohner des Landes.

Den ersten Platz unter den Bewohnern des Landes nehmen die Buren ein, welche die Regierung in Händen haben. Ihre wechselvolle Geschichte verdient ein weitergehendes Interesse, als sie bisher genossen hat. Die ersten weißen Ansiedler am Kap der guten Hoffnung, deren Nachkommen die heutigen Transvaaler sind, setzten sich aus Holländern, französischen Hugenotten neben Deutschen und Angehörigen verschiedener anderer europäischen Nationen zusammen. Sie wurden zuerst durch holländische Statthalter geknechtet, dann von den Engländern in ihren Interessen geschädigt und da sie eine offene Empörung mißbilligten, zogen sie vor, 1836—40 nach Nordosten auszuwandern. In Natal, wo einer ihrer bewährtesten Führer, Piet Retief, mit 70 auserlesenen Männern der Verrätherei des Zulukönigs Dingan zum Opfer fiel, hatten sie schwere Kämpfe mit den wilden Zulus zu bestehen. Kaum waren diese beendigt, als Englands Schiffe sich an der Küste zeigten, um den ungehorsamen Unterthanen abermals die schätzenswerten Wohlthaten englischen Schutzes aufzudringen. Nachdem die Buren den englischen Truppen anfänglich mit Glück widerstanden hatten, mußten sie später doch der Uebermacht weichen und das mit vielem Blute erworbene Land wieder aufgeben. Inzwischen war eine andere Abtheilung Buren im heutigen Orange-Freistaat durch den Matabelen-König Moselikatse angefallen worden. Moselikatse, der vor Dingan geflüchtet, hatte das jezige Transvaal mit seinen Horden unsicher gemacht und fast die ganze dunkle Bevölkerung der südlichen Gegenden

dieses Landes war seinem Blutdurst zum Opfer gefallen. Die Buren, um den Anfall auf ihr Lager zu rächen, folgten ihm nach Marico und brachten ihm bei Mosiga eine Niederlage bei, die den wilden Häuptling bewog, das Land gänzlich zu räumen und sich hinter den Limpopo in das jetzige Matabelenland zurückzuziehen, wo sein Sohn La Bengula noch jetzt die Herrschaft führt. So ward Transvaal 1837 auf rechtliche Weise erobert und in Besitz genommen. Potchefstroom wurde angelegt und die Natal verlassenden Buren ließen sich in den Distrikten Utrecht und Lydenburg nieder. Die Unabhängigkeit der so gegründeten südafrikanischen Republik wurde 1852 im Sandfluß-Vertrage durch England anerkannt, aber nichtsdestoweniger annectierte England 1877 das Land, da die Goldfelder sich mehr zu entwickeln begannen. Die Buren ließen keine Maßregel unversucht, um auf friedliche Weise diese Annexion rückgängig zu machen. Da aber alles nichts half, standen sie Ende 1880 einmütig gegen die Unterdrücker auf, schlossen die Garnisonen von Potchefstroom, Rustenburg und Pretoria ein und sperrten den Engländern erfolgreich den Zugang über das Drakensgebirge, wo die siegreichen Gefechte von Langsneck und Ingogo, sowie die Erstürmung des Amajuba-Berges durch die Buren den Friedensschluß von Pretoria 1881 herbeiführten. Transvaal war wieder frei, obwohl noch unter der Oberhoheit der Königin von England; aber auch diese Oberhoheit wurde 1884 durch den Vertrag von London wieder aufgehoben und dem Staate die frühere Bezeichnung „Südafrikanische Republik“ abermals zuerkannt.

Die Buren sind besonders von Engländern

vielfach verleumdet worden. Wenn man aber bedenkt, daß die heutige Generation derselben zumieist in Lagern und auf Streifzügen in einem unruhigen Lande aufgewachsen, so sollte man sich nur wundern, daß diese Menschen nicht weit mehr verwildert und in der Kultur weit mehr zurückgekommen sind; davor bewahrte sie aber das strenge Festhalten an den alten Sitten und der Weise der Väter, an dem auch alle Bestrebungen, sie zu anglistieren, scheiterten. Wahr ist es, daß man manchmal schmutzige, liederliche und faule, mit Hartnäckigkeit bei ihren Vorurteilen beharrende Menschen findet, doch wer kann denn nach solchen einzelnen Individuen eine ganze Nation be- oder verurteilen, unter denen sich auch viele achtenswerte und hochherzige Menschen finden, eine Nation, deren standhaftes Ringen nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit uns nur mit Bewunderung erfüllen kann? Die Geschichte dieses Ringens und Strebens, in welches die junge Nation von Anbeginn verwickelt war und worin sie sich als ein echt germanisches Volk bethätigte, schildert uns Cachet in seinem trefflichen Werke „De Worstelstryd der Transvalers“ Amsterdam, 1883. Höveker & Zoon, dessen Lektüre jedem, der sich für die Buren interessiert, warm empfohlen werden kann.

Leider hat auch Livingstone sein Möglichstes gethan, um den Charakter der Buren in äußerst dunklen Zügen auszumalen und sein Ruf als großer Forscher wie seine sonstige Glaubwürdigkeit haben das ihre beigetragen, die Transvaaler, hauptsächlich in England, in Mißkredit zu bringen. Ein Missionar hat aber fast immer, da er mehr Gelegenheit hat, die Eingebornen kennen zu lernen

als die Weißen, mehr Simpathien für die ersteren als für die letzteren und wird außerdem häufig bevorzucht durch den angeborenen Argwohn, welchen der Buren ihm entgegenbringt und der nur dem verständlich ist, der die Geschichte der Afrikaner genau kennt und weiß, wie weit diese früher gerade durch die Missionare in ihren innersten Interessen geschädigt wurden. Ueberhaupt sollte sich keiner ein Urtheil über ein Volk anmaßen, der nur wenige Jahre mit einzelnen Individuen aus demselben in Berührung kam. Viel wertvoller muß uns das Urtheil sein, das ein Mann über sie bringt, wie F. Lion Cachet, der ein halbes Menschenalter hindurch unter und mit den Buren lebte und wirkte, der selber von einzelnen Personen scharfe Urbilden erfuhr und dessen Urtheil immer ein gerechtes blieb. Lassen wir also seine Worte in der Uebersetzung auszugsweise hier folgen:

„Der Volkscharakter der Buren ist in vielen Hinsichten unser eigener (holländischer), eigengearteter Volkscharakter. Es herrscht im Transvaal Ehrfurcht vor Gott und alles das, was zum Gottesdienste Beziehung hat. Gewissermaßen gilt Frömmigkeit für Wohlerzogenheit und ein nicht gottesfürchtiger Mensch steht mit einem schlechterzogenen gleich. Trunk wird verabscheut. Es wird allerdings getrunken unter den Buren, aber ein Trunkenbold gehört zu den Ausnahmen und Mißbrauch starker Getränke ist weder Volksqual noch Volksünde. Die Volksmoralität steht noch auf einem beträchtlich hohen Standpunkte, Sehr selten kommen Fälle von illegitimen oder selbst verfrühten Geburten vor. Gesegliche Unzucht kennen die Transvaaler nicht, und die Person, die sich auf die eine oder die

andere Weise vergangen hat, wird ein Gegenstand kirchlicher Zucht, welche im Transvaal noch viel bedeutet. — Arbeitsam in der holländischen Bezeichnung des Wortes sind die Buren kaum, doch hat man bei ihnen auch nicht nötig, sich für das tägliche Brot abzuschinden und thut es auch nicht. Wie wenn er noch in der patriarchalischen Zeit lebte, beschäftigt er sich hauptsächlich mit dem Hüten seiner Herden, ist er mit dem Notwendigen zufrieden und sieht keinen Nutzen darin, sich selber zum Sklaven zu machen, um das Ueberflüssige zu erlangen. Es muß ihm Zeit übrig bleiben, um das Leben genießen zu können, dadurch daß er bei Freunden und Verwandten „gaat kuieren“ (Besuche macht) oder deren Besuche empfängt, um mit Ruhe eine Extra-Pfeife zu rauchen und etwas mehr Kaffee zu trinken als unumgänglich notwendig wäre. Ohne Zweifel könnte mehr Land unter den Pflug gebracht, mehr „Geld gemacht“, mehr gearbeitet werden; doch der Transvaaler sagt: cui bono? und nimmt die Arbeit etwas bequem. Als Eigentümer des Grundes, auf dem er wohnt, und mit nur wenig persönlichen Bedürfnissen kann er das auch thun ohne Schaden für sich selbst. Es giebt ohne Zweifel auch faule Transvaaler, aber Faulheit ist kein Charakterzug des Volkes, wie man zum Unrecht aus dem unbebauten Zustand des Landes geschlossen hat.

Für die Armen, für Witwen und Waisen wird gesorgt ohne Vermittlung des Staates. Bei Verkäufen besteht man auf dem letzten Pfennig, doch wo es nötig ist, kann der Transvaaler auch geben mit offener Hand und ein Anruf seiner Mildthätigkeit bleibt nicht unbeantwortet. — Sinn

für Unabhängigkeit ist ein anderer Charakterzug des Volkes. Die Transvaaler sind eigentlich, vor allem untereinander, sehr von einander abhängig. Man hilft einander, jedoch unter der Voraussetzung, daß jeder unabhängig bleibt. Ein Transvaaler wird nie der Knecht des andern. Es giebt keinen Unterschied von Stand unter den Buren, wohl aber Unterschied von Familie. Dem ärmsten Transvaaler weigert man weder einen Platz bei Tische, noch wird ihm die gebräuchliche Anrede: Oheim und Nefse, Tante und Nichte vorenthalten, und der ärmste Junge darf um die Hand der reichsten nooi (Burentochter) anhalten mit allen Chancen für den Erfolg, vorbehältlich daß er von guter Familie ist, d. h. nicht von gemischter Abkunft. Man fühlt sich als ein Volk und will die Unabhängigkeit des einen von dem andern anerkannt wissen. Gleichzeitig läßt der Bur sich anscheinend durch den Fremden von oben herab behandeln und erhält der hochherzige Engländer, der das Land durchreist und mit dem Volke in Berührung kommt, ohne dessen Sprache und Charakter zu kennen, leicht den Eindruck, daß die Buren sich tiefer stehend und von dem Fremden abhängig betrachten. Daß dies nur scheinbar, wird bisweilen selbst durch treffliche englische Staatsmänner erst bemerkt, wenn es zu spät ist. — Die Transvaaler haben ein gut Theil des holländischen Phlegmas in ihrem Charakter, aber verbunden mit einer gewissen Leichterzigkeit, die von ihrer auch französischen Abkunft zeugt. Es währt lange, ehe sie zum Handeln kommen, doch wissen sie dann auch bis zu einer gewissen Grenze durchzufühlen. Schnell beleidigt sind sie noch schneller bereit, die Hand zur Versöhnung anzunehmen, wenn

sie ihnen dargereicht wird, vielleicht zu schnell, wenigstens auf politischem Gebiet. Gegen den politischen Widersacher ist man gerecht und gegen den Ueberwundenen beinahe schwach. — An Ehrlichkeit und Treue gebriecht es dem Transvaaler sicher nicht, eher an Freimütigkeit, um sofort entschlossen für seine Gefühle einzutreten. Die Buren sagen eher ja als nein, aber beides nicht schnell und endgültig. Besonders wenn nein gesagt werden muß, wird es so lange wie möglich hinausgeschoben und soviel wie möglich umgangen. Es erscheint ihnen als unhöflich, abstoßend und gefühllos, augenblicklich, selbst wenn es sein muß, nein zu sagen, und sollte man schließlich alles dafür opfern. — Auf keinen Fall giebt der Transvaaler sich im Umgang vertrauensvoll dem Fremden hin; er ist höflich zurückhaltend, manchmal mit einem Schein von oberflächlicher Offenherzigkeit, mißtrauisch, obwohl anscheinend sehr vertrauend. Die Verführung, der er fortwährend und noch jetzt von außen bloß gestellt war, macht ihn vorsichtig und wo er sich scheinbar bequem verleiten läßt, hat er seine Meinung schon gebildet und weiß an derselben festzuhalten. Wer das Volk kennt, weiß wann „ja“ im zustimmenden Sinne aufgefaßt werden muß, oder wann es nur eine Höflichkeitsform ist, ebenso wie: so meinen Sie, so wird es sein nach Ihrer Ansicht. Und wer das Volk nicht kennt, sollte so lange damit warten, daß er den Transvaaler der Doppelsinnigkeit beschuldigt, wie es fortwährend geschieht, bis er fähig ist, ein Urtheil zu fällen. — Ein großes Maß gesunden Verstandes kann niemand dem Transvaaler absprechen. Bücherkenntnis besitzen sie im allgemeinen wenig, auch

reden sie nicht immer logisch, doch ihre Schlüsse sind gewöhnlich richtig. Spitzfindige Reden im Volksrat, z. B. von einem oder dem andern Ausländer (verlaufenem Advokaten, fehlgefahrenem Theologen) können sie selten gebührend enträtseln, aber sie werden oft durch ihren gesunden Verstand geleitet, um den Strich zu erkennen, der ihnen gespannt ist. — Sie sind gute Aufmerker und wissen aus den Umständen Nutzen zu ziehen. Die ganze Geschichte des Trekkes (der Wanderung) und besonders die Begebenheiten des Freiheitskrieges liefern dafür kräftige Beweise. Doch auch im täglichen Leben, im Anlegen von Dörfern und Wohnplätzen, auf der Jagd, im Kriege und auf Tocht, in der Bauernwirtschaft wird das fortwährend bemerkbar. Ohne Zweifel trägt dazu viel bei, daß man von Jugend auf und in nicht geringem Maße sich auf die eigenen Kräfte verlassen muß und über sehr wenig Hilfsmittel zu verfügen hat. — Gastfrei, mittheilsam und mitleidig sind die Buren in großem Maßstab. In früherer Zeit stand die Thür nicht nur für jeden Afrikaner, sondern auch für jeden Fremden offen, gleichviel ob arm oder reich, vornehm oder gering. Bei der Zunahme der Bevölkerung, hauptsächlich der Fremden, ist darin allerdings eine notwendige Beschränkung eingetreten und der fremde Reisende auf der großen Landstraße muß jetzt bisweilen für sein Logis bezahlen. Wird ab und zu ein Fremder weniger herzlich empfangen, dann ist das anderen zuzuschreiben, welche, nachdem sie die ausgebreitetste Gastfreundschaft unter den Buren genossen, diese später in ihrem Reisejournal nach Kräften verspottet haben. Ein Afrikaner läßt im Transvaal den andern selten oder nie bezahlen

für Nachtquartier oder Beköstigung, kaum für Pferde-
 futter. Ebensovienig wird dem vorbeiziehenden
 Kaffer die nötige Speise geweigert. Für gute
 Freunde, für den Seelsorger hauptsächlich, wird das
 beste, was Haus und Hof liefern, nicht für gut
 genug gehalten und nicht sparsam, sondern über-
 schwenglich aufgetischt. — Selten trifft man einen
 Transvaaler, der kein Interesse zeigt für die Re-
 gierung des Landes, der nicht mitregiert. Jeder
 will wissen, was zu Pretoria im Volksrat ver-
 handelt wird, und der Staatsanzeiger wird häufig
 zur Hand genommen durch Leute, die außer in der
 Bibel wenig lesen. So findet man auch die Staats-
 verfassung in vieler Besitz. Auf den gut besuchten
 Versammlungen, welche die Mitglieder des Volksrats
 in ihren Distrikten nach Ablauf der Sitzungen zu
 halten haben, kritisiert das Publikum rückhaltslos
 die durch den Rat genommenen Beschlüsse und die
 Regierung muß mit der öffentlichen Meinung, wie
 sie sich in den Zusammenkünften kund giebt, Rech-
 nung halten. Da beinahe jeder Transvaaler für
 jedes Regierungsamt wählbar ist, lernt man von
 Jugend auf sich für Regierungssachen interessieren.
 Unverkennbar ist es, daß auch die Frauen ihr Urtheil
 über Politik auszusprechen wissen und wie sie bei
 mehr als einer Gelegenheit ihre Männer und Söhne
 zum Streit für Unabhängigkeit angefeuert haben
 und nicht weniger unverkennbar, daß der einfachste
 Bur nichts besonderes darin sieht, wenn er in den
 Volksrat gewählt wird. Dafür ist er Bürger des
 Landes; und wie er als Privatperson seinen Platz
 zu bewirtschaften und als Hausvater seine Familie
 zu regieren weiß, so ruht auf ihm die Last, das
 Land regieren zu helfen. Sich derselben zu ent-

ziehen ohne genügende Gründe würde allgemein gemißbilligt werden und ohne Zweifel besitzt auch der Transvaaler ein natürliches, durch die Umstände noch mehr entwickeltes Talent für die Behandlung politischer Fragen, die seine eigene Regierung angehen.“

Dieses Urtheil Cachets über die Buren will ich gerne unterschreiben; ich habe die Wahrheit dieser Worte durch die innige Berührung, in die ich genötigt war, mit allen Schichten dieses Volkes zu treten, wieder und wieder bestätigt gefunden und bin bereit, meine Meinung gegenüber Andersdenkenden zu verteidigen. Trotzdem muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß es wie unter allen Völkern so auch unter diesem schlechte Elemente giebt, bei denen die guten Seiten des Volkscharakters weit weniger als die schlechten entwickelt sind. Da aber die Grundbedingungen, unter welchen sich dieses Volk entwickelt hat, so sehr von denen verschieden sind, die bei uns obwalteten, so ist es für den Europäer schwierig, den Charakter der einzelnen sogleich zu durchschauen. Daher kommt es, daß die Buren so oft verkannt sind, daß aber vielleicht ebenso oft verworfene Individuen unter denselben sich die Unkenntnis des Fremden nutzbar machten, indem sie den zu sehr vertrauenden betrogen und hintergingen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise der Buren einer eingehenden Besprechung unterziehen wollten; sie sind höchst einfach, althergebracht oder durch äußere Umstände und den Charakter des Volkes bedingt. Mit den Eingeborenen wissen die Buren viel besser umzugehen als die Engländer. Kafferkriege fanden besonders in den ersten Jahren

nach der Eroberung des Landes fast ununterbrochen statt, die meistens mit der Unterwerfung und totalen Niederlage der Schwarzen endigten. Daß da die Buren nicht viel Großmut für die Besiegten hegten, ist selbstverständlich, denn das würde von ihren Gegnern nur als Feigheit betrachtet werden. Die Kaffern zeigen im Lande ein unterwürfiges Benehmen gegen Weiße, wie es ihnen zukommt, während sie in den englischen Kolonien überall höchst unverschämt sind.

Die Frage, ob die Buren in moralischer und intellektueller Beziehung fortschreiten, stehenbleiben oder zurückgehen, dürfte schwer zu beantworten sein. Mir will es fast scheinen, daß z. B. in Potchefstroom das Letztere der Fall ist. Die stetige Berührung mit verdorbenen ausländischen, besonders englischen Elementen übt seine verpestende Wirkung aus, während die Leichtigkeit, mit der dort der Lebensunterhalt erlangt wird im Verein mit den gegenwärtigen schlechten Zeiten die Ansammlung eines der Fortentwicklung unzugänglichen Proletariats befördert. Es steht leider zu erwarten, daß in demselben Maße, in welchem der Zuzug von Fremden zunimmt, auch die moralische Verderbtheit in den Verkehrszentren des Landes gesteigert wird und sich auf die Landbevölkerung ausdehnt, die bisher noch von derselben verschont geblieben. Die Fremden, welche nach Transvaal ver schlagen werden, sind nämlich meistens Leute, die diesem Lande aus zweiter Hand zugeführt werden, die sich schon im Kaplande, Natal oder im Diamantsfelde unmöglich gemacht haben. Der Umstand, daß die Buren während eines langen Zeitraums ohne Schulen und Geistliche waren (der erste holländische Prediger Ds. Van

der Hoff kam erst 1852 nach Transvaal), sowie daß es mit den Schulen auch noch jetzt sehr schlecht bestellt ist, hat die kulturelle Entwicklung der Transvaaler sehr zurückgehalten. Im Durchschnitt empfangen die schulpflichtigen Kinder durch einen herumziehenden Schulmeister (Holländer oder Afrikaner, der zu nichts anderem taugt und selber nur eine notdürftige Bildung besitzt) einen sechs- höchstens zwölfmonatlichen Unterricht in den Anfangsgründen von Lesen, Schreiben und Rechnen und nachdem ihnen dann eine Unmasse Bibelsprüche eingepaukt sind, deren Sinn sie nicht im entferntesten begreifen, werden sie kirchlich eingeweiht bei Gelegenheit des nächsten Nachtmahls, worauf es ihnen selbst überlassen bleibt, sich soweit fortzubilden, daß sie im Stande sind, einen Brief zu schreiben oder einen Zeitungsartikel zu verstehen, was natürlich in den meisten Fällen vernachlässigt wird. Die Buren sind im allgemeinen sehr dafür, ihren Kindern eine gute Schulbildung zu geben und scheuen keine Kosten, allein der Staat erleichtert solches Bestreben kaum und ihre eigene Ansicht von der Notwendigkeit einer gründlichen Bibelkenntnis greift oft hindernd in den Lehrgang ein. Es wäre die Aufgabe Hollands gewesen, die geistige Hebung dieses Volkes zu fördern, allein Holland hat, die Bemühungen einzelner ungerechnet, nicht nur nichts zu diesem Zwecke gethan, sondern demselben geradezu entgegengearbeitet, indem es im Laufe der Zeit eine Masse unnützen Gesindels an Transvaal abgab, das, meistens entlaufene Beamten, Advokaten u. s. w., sich in die einträglichsten Aemter und Posten einzunesteln wußte und dem Lande ein Schmarotzertum wurde, dessen Macht zu brechen die Buren un-

fähig sind, da sie selber solchen Aemtern nicht vorstehen können. Die Regierung hat allerdings in den letzten Jahren die Nothwendigkeit von Schulen in den Dörfern und in dicht besiedelten Landstrichen erkannt und einen durch seine Gelehrtheit bekannten Afrikaner Ds. Du Poit, der die letzte Deputation nach Europa als Dolmetscher begleitete, zum Superintendenten für den Unterricht ernannt; leider aber hat dieser den in ihn gestellten Erwartungen bisher wenig entsprochen, indem er sich weit mehr um Politik als um Erziehungsanstalten kümmerte. Die Frage der geregelten Volkserziehung bleibt also vorläufig noch eine offene, und so kommt das einzige Mittel, die Schulbildung, welche der zunehmenden Verderbtheit Schranken setzen könnte, leider in Wegfall.

Wie bereits bemerkt, waren zur Zeit als die Buren Transvaal in Besitz nahmen, die südlichen Teile des Landes durch Moselikatjes Blutdurst fast ganz entvölkert. Das östliche Hoogefeld war wohl niemals von Kaffern, sondern nur von herumstreichenden Buschmännern bewohnt, die man dort jetzt aber nicht mehr antrifft. Die Kaffern, welche jetzt in diesen Gegenden wohnen, sind meistens Arbeiter auf den Burenplätzen oder Knechte in den Dörfern. Das Buschfeld ist dagegen fast nur von Kaffern bewohnt, die sich unter der Burenherrschaft bedeutend vermehrt und durch Einwanderung verstärkt haben. Auch Lydenburg beherbergt viele Kaffern, wovon die Bapedi, früher unter dem Häuptling Sekokuni, die bedeutendsten sind. Mit diesem hatten die Buren sich in Krieg verwickelt, der mit wechselndem Erfolg geführt erst unter der englischen Herrschaft zum Abschluß kam. Die Kaffern gehören der Betschuana-

Familie an und sind als solche nicht so tollkühn und tapfer wie die Zukus und andere Küstenstämme. Sie beschränken sich im Kriege meistens darauf, von ihren fast uneinnehmbaren, geräumigen Berghöhlen aus Ueberfälle zu unternehmen und Vieh zu stehlen. So hat man 1882 den Häuptling Mapoch nur durch Aushungerung zur Uebergabe zwingen können. Die Thätigkeit der Mission unter diesen Kaffern ist eine ziemlich ausgebreitete, besonders die der Berliner Missionsgesellschaft, welche in Bodsa-belo bei Middelburg ihre vorzüglich eingerichtete Hauptstation besitzt und außerdem fast in jedem Dorfe und Distrikte vertreten ist. Daneben wirken Hermannsburger und Wesleyanische Missionare mit gutem Erfolg. Die Missionare widmen sich wie überall neben ihrer seelsorgerischen Thätigkeit hauptsächlich der Erziehung der Jugend. So findet man in Potjessstroom manchen Kafferjungen, der weit besser belesen ist als seine weißen Altersgenossen. Einen ungemein wohlthuenden Eindruck macht an jenen Orten an Sonntag-Nachmittagen der Besuch der Berliner Missionskirche, in der für Weiße Plätze reserviert sind. Wenn man bemerkt, wie die Eingeborenen, die hier in allen Farbenschattierungen vom fast weißen Baster bis zum schwärzesten Kaffer vertreten, Erwachsene wie Kinder gemeinsam, ruhig und andächtig der Predigt lauschen oder sich mit ihren klaren, gut geschulten Stimmen am Chorgesang beteiligen, so kann man nicht verkennen, welchen guten Einfluß das unermüdlige Streben und Schaffen und die väterliche Fürsorge eines eifrigen Missionars auf das Innere sowie das Außere seiner Gemeindeglieder bereits geltend gemacht hat. Leider hört man noch von vielen Europäern sagen, daß sie

lieber einen nackten Kaffer, der eben aus der Wildnis kommt, in Arbeit nehmen als einen Getauften. Dies mag aber darin seinen Grund haben, daß die getauften Kaffern sich mehr an Weiße verdingen, daher auch mehr als erstere mit den schlechten Elementen unter ihren Herren in Berührung kommen und nur allzuleicht deren Laster annehmen, da sie selten die moralische Widerstandskraft eines Weißen besitzen. Viel haben die Missionare zu kämpfen mit der Neigung der Kaffern zur Unzucht und zum Stehlen. Der Charakter der Betschuanen und Basuto ist ein habfüchtiger. Unverschämten Lohnforderungen begegnet man daher auch nicht selten und ein Kaffer arbeitet auch nie billig, wenn er nicht gerade durch Not dazu gezwungen wird. Früher war es bei ihnen allgemein üblich, daß sie durch ihre Frauen alle Arbeit und auch die Bestellung des Ackers verrichten ließen. Da aber die getauften mit nur einer Frau nicht genügend bestellen konnten, so mußten sie wohl oder übel selbst mit Hand anlegen, um dem Boden den nötigen Lebensunterhalt abzurufen. Dazu kommt noch, daß der Pflug die sonst gebräuchliche Hacke verdrängt hat und da nach Landessitte nur den Männern die Pflege des Viehes obliegt, so müssen diese auch das Pflügen mit den Ochsen allein besorgen. Mancher Kaffer baut sich auch schon ein europäisches Haus, statt der engen runden Lehmhütte mit dem spitzen Strohdach, und das Tragen europäischer Kleider ist bei den Getauften Sitte geworden. Die Kaffern auf den Bauernplätzen werden von ihren Herren gut zur Arbeit angehalten; sie bekommen gewöhnlich außer Kost, Wohnung und abgelegten Kleidern eine junge Kuh oder eine Stute im Werte von 4 bis 6

Pfd. St. als Jahreslohn. Viele Buren erlauben den Kaffern eine kleine Niederlassung auf ihren Plätzen zu gründen und geben ihnen Weiden für ihr Vieh wie Land zum Anbau von Mais und Kaffertorn (*holcus sorghum*) unentgeltlich, wogegen die Kaffern sich als Arbeiter zu verdingen haben. Wenn ihnen aber zuviel Arbeit aufgebürdet wird, so daß sie nicht genug Zeit zum Faulenzen und Kafferbiertrinken übrig behalten, so ziehen sie bald wieder fort und bauen ihre runden Hütten an einem andern Orte auf. Wenn die Industrie und der Plantagenbau im Lande sich hebt, so dürfte es an einer guten Arbeitskraft nicht fehlen. Die Zulus von Natal werden wohl niemals gute Arbeiter, denn sie sind ein kriegerisches Volk und verachten die Arbeit; die Betschuanas des Innern von Süd-Afrika haben aber jene Eigenschaften nicht und können mit der Zeit zu einer geregelten Arbeit herangezogen werden. Der Gedanke, daß diese Stämme allmählich zu Grunde gehen werden wie die Urbewohner der neuen Welt wird jedem lächerlich erscheinen, der nur im entferntesten mit ihnen in Berührung kam; es wird auch durch die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse von Süd-Afrika aufs entschiedenste widerlegt. Im Gegentheil haben, nachdem die Herrschaft der Weißen befestigt war, die fortwährenden blutigen Fehden zwischen den Stämmen, die gewiß jährlich Hunderte von Menschenleben kosteten, sowie das Auftreten solcher blutiger Herrscher, wie die Zulukönige Chaka, Dingan und der genannte Moselikatse, durch welche ganze Landstriche verödet wurden, aufgehört und einer friedlichen Entwicklung Platz gemacht, unter der sich die Eingeborenen in nicht geringem Maße vermehrten.

Bei der Betrachtung des europäischen Elements im Lande stoßen wir zuerst auf die Engländer. Sie würden gerne den Buren feindlich gegenüberreten, wenn sie nicht als schwächere Partei vorziehen müßten, sich ruhig zu verhalten. Sobald aber die Gelegenheit günstig, wie zur Zeit der Annexion, so sind sie auch sofort bereit, gegen diese zu intrigieren. Dünkelhaft wie der ungebildete Engländer ist, verachtet er im Stillen den Bur und nimmt, wo er kann den Kaffer in Schutz, nicht allein in der Politik, sondern auch im gewöhnlichen Leben. Ungerechtfertigte Vorliebe für den Kaffer und ungezügelter Widerwille gegen ihn bilden den Hauptgegensatz zwischen Engländer und Bur, und haben von jeher in Süd-Afrika zur Entflammung des wechselseitigen Hasses wie zu unzähligen Zwisten und Streitigkeiten Anlaß gegeben. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der englische Afrikaner sehr oft in wirtschaftlichen Fragen, wie mit Rücksicht auf die Behandlung der Eingeborenen für den Buren Partei ergreift und ihm Recht giebt. Auf die gegenwärtige Transvaal-Regierung haben die Engländer keinen Einfluß. Das Handelsgeschäft ruht dagegen hauptsächlich in ihren Händen und von den ca. 6000 im Lande lebenden Europäern sind mindestens 2000 Engländer oder englisch sprechende Afrikaner. Den zweiten Platz nimmt das holländische Beamtentum ein. Ein Bur erzählte, daß er einmal einen Holländer gesehen hätte, der eben von der Küste angekommen wäre, kein Geld in den Taschen, keine Schuhe an den Füßen und keine Knöpfe mehr an den Hosen gehabt hätte. Kaum einige Monate darauf war derselbe Holländer Landdrost, also oberste Behörde eines Distrikts geworden. Wenn diese

Anekdote auch etwas übertrieben, so giebt doch die Thatsache, daß sie unter Buren allgemein als glaubwürdig angesehen wurde, einen Begriff von der Leichtigkeit, mit der die Holländer in den Republiken prosperieren. Es mögen sich auch unter diesen Holländern einzelne befinden, die als rechtlich Denkende und befähigte Leute die Interessen des Landes, das sie ernährt, fördern helfen; aber die meisten füllen nur ihre Taschen und ziehen wieder in ihre Heimat zurück, um dort ihren Freunden zu erzählen, wie man es anfangen müsse, um die dummen Buren hinters Licht zu führen; einer soll sogar ein Buch über dieses Kapitel geschrieben haben. Als die Engländer das Land annectierten, jagten sie die meisten dieser Schmarozer aus dem Amte, aber den Buren waren sie unentbehrlich, und obgleich Paul Krüger dem Volke versichert hatte, keine Ausländer wieder in Aemter einzusetzen, war er doch dazu gezwungen aus Mangel an brauchbaren Afrikanern. Zu Zeiten kamen so viele Holländer ins Land, daß viele sich damit begnügen mußten, eine Stelle als Schulmeister auf einem Burenplatze zu erhalten, wo sie als Lehrer der Jugend besser Gelegenheit fanden, sich dem Lande nützlich zu machen. Viele Buren hassen aus solchen Gründen die Holländer, die ihnen gegenüber keinen geringeren Dünkel zeigen als die Engländer, und sehen viel lieber einen Deutschen, aber ihr Haß ist ohnmächtig, denn sie wissen sich nicht selbst zu helfen. Holländische Handwerker trifft man im Transvaal nicht, meistens zeigen sich Engländer oder Deutsche als Maurer, Zimmerleute, Schneider u. s. w., oft auch wilde Gesellen darunter, die ein gut Stück Arbeit liefern, aber sobald sie das Geld dafür in Händen haben,

nicht ruhen, bis es in Gestalt von Branntwein durch die Kehle gelaufen ist; dann ziehen sie weiter mit dem Bündel auf dem Rücken, um es am nächsten Ort ebenso zu machen.

Um über die Deutschen im Transvaal die neuesten Nachrichten bieten zu können, geben wir hier einige Stellen aus einer Korrespondenz der deutschen Kolonialzeitung*) wieder:

„Von einem wirklichen Deutschtum im Transvaal ist sehr wenig zu sagen noch zu merken. Wie könnte es auch anders sein unter den bestehenden Verhältnissen, wo die Deutschen aus den Staatsämtern gemorfen und von den Holländern im Office möglichst fern gehalten werden. Im allgemeinen ergeht es, glaube ich, den Deutschen hier recht gut und wenn sie sich um Politik und dergleichen Dinge nicht kümmern, so scheint dies nur richtig unter den Zeitumständen, andererseits wohl veranlaßt durch den Bildungsstand der Leute, die zumeist und bis zu 1880 dem Handwerker- und Bauernstande der Heimat angehörten und hier zu leben und zu verdienen suchen, sei es unter Buren oder englischer Herrschaft. Letztere ist ihnen für solche Zwecke selbstredend die liebste, da mehr Geld in Umlauf gesetzt wird für Spekulations-, nicht Landeszwecke.

Außer Lüneburg am Pongolafluß und Botjabelo bei Middellburg (die erwähnte Hauptstation der Berliner Missionsgesellschaft), giebt es keine deutschen Kolonien im Transvaal. Deutsche finden sich bei den Buren als Schullehrer und in den Stores als Kaufleute. An dem Handel mit den Eingeborenen im Buschfelde beteiligen sich manche

*) Heft 4, 1886.

Deutsche, teils als Geschäftsinhaber, Gehülfen und als Missionare. Ein guter Teil der Golddigger ist gleicher Nationalität, oft alte Australier und Kalifornier Goldsucher, lange aus der Heimat fort und immer bereit, ihr Glück aufs Neue zu versuchen.

Ein Deutscher hat ein Staatsmonopol für Bereitung ätherischer Öle erlangt. Die Rosenpflanzen für diesen Zweck sind auf dem Wege hierher. Das Monopol schließt weitere Vorteile in verschiedener Richtung ein. Unter der energischen Leitung des Inhabers wird es auch manchen Nutzen für das Deutschtum schaffen, da die Kulturen, Nebenzweige und damit verbundene Industrien wohl nur von fachverständigen deutschen Arbeitern werden ausgeführt werden können. Kürzlich haben auch zwei Deutsche, Gebrüder Fink, eine Bierbrauerei in Pretoria errichtet. Aus ganz kleinen Anfängen und nachdem sie die ganze Einrichtung selbst gefertigt, hat sich ein hübscher und einträgliches Industriezweig entwickelt. Das Bier ist leicht, trinkbar und findet guten Absatz im „Finkenest“ und in der „Deutschen Bierhalle.“ Bei den Nelmapius Works wurde zu Anfang der Betrieb von Deutschen geleitet und ist der Hauptbrenner noch dort, während die übrigen sechs Deutschen den Engländern haben weichen müssen, in Veranlassung der Machinationen des General-Managers, eines Engländer. Noch scheint es der Erwähnung wert, daß im Transvaal bis auf den heutigen Tag kein deutscher Konsul angestellt ist; jedenfalls ist das nicht zum Nutzen der deutschen Sache hier.

Vor einigen Tagen erhielt ich die Nachricht von dem Eintreffen der Vorhut jener vom East London-Distrikt (Kapland) nach Transvaal über-

zufiedelnden deutschen Farmer. Wieviele von den 300 Familien folgen werden, ist mir heute noch nicht bekannt. Wäre nur eine größere Chance für den Bau der Delagoabai-Eisenbahn, so würden die Schwierigkeiten für das gute Fortkommen dieser Einwanderer viel geringer. So aber bleibt immer die Absatzfrage für eine größere Masse von Landesprodukten eine kritische, trotz der sich hebenden und mit Recht gepriesenen Kaap-Goldfelder.

Die Zeitungen sind gefüllt mit Anzeigen von Landverkäufen in Exekution. Die schönsten Plätze von 3000 Morgen, in guter, gesunder Gegend sind für Spottpreise verkauft und Hunderte werden folgen. Hier wäre eine ausgezeichnete Gelegenheit für deutsches Kapital, um Deutsche anzusiedeln. Bauern, Landtagelöhner, Grobhandwerker mit etwas Geld können recht gut fortkommen und bei den billigen Landpreisen auch Gelegenheit haben, für ihre Kinder zu sorgen. Doch ohne zuverlässige Auswanderungsagenturen in Deutschland und hier ist entschieden abzuraten. Die Leute fallen in schlechte Hände. Auch hier gäbe es eine Aufgabe des deutschen Kolonialvereins.

Da ich die erwähnte Kolonie Lüneburg leider nicht selbst besuchte und wenigstens, allerdings nur gutes, über dieselbe gehört habe, so bemühte ich mich noch im vorigen Jahre einen eingehenden Bericht über dieselbe zu erhalten. Genannter Korrespondent schrieb mir unterm 29. Dez. 1885: „Um Ihnen über Lüneburg die gewünschte und zwar ausführliche Auskunft zu verschaffen, habe ich an den dortigen Lehrer geschrieben und hoffe, daß derselbe Ihnen das Nähere mitteilen wird. Es sind Jahre vergangen seit meinem letzten Besuche dort

und hat sich vieles wohl verändert und, wie ich höre, alles in günstiger Weise, so daß Lüneburg sicher als Muster deutscher Kolonisation angesehen werden kann. Es hat sich eben ganz aus sich selbst entwickelt, nur mit geringer Unterstützung der Hermannsburger Missionsgesellschaft. Mit Hülfe von genügend deutschem Kapitale hätte von Lüneburg als Mittelpunkt aus schon Tausenden unserer nach Amerika und Australien gewanderten Landsleute (Tagelöhner und Grobhandwerker) eine glückliche Existenz und dem Deutschtume hier ein Halt geschaffen werden können.“ Leider ist mir der versprochene ausführliche Bericht nicht zugegangen.

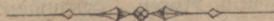
Hoffen wir, daß das Deutschtum im Transvaal auch ferner und zwar unter thätiger Mitwirkung des Mutterlandes gekräftigt werde, nicht etwa um die Buren aus ihrem Lande zu verdrängen, sondern vielmehr um sie von englischem Einfluß und englischem Monopolhandel zu befreien und das Land dem deutschen Handel und deutschen Interessen zu erschließen.

Zum Schlusse dieses Kapitels teilen wir noch einiges über die Bevölkerungsverhältnisse in den verschiedenen Distrikten Transvaals mit, welche sich nach oberflächlicher Schätzung ungefähr wie folgt stellen:

Hoogeveld:	Buren	Europäer	Eingeborene
Middelburg	3000	200	3000
Heidelberg	5000	200	1000
Pretoria	6500	2000	10000
Potschefstroom	7000	1200	1500
Bloemhof	1500	200	40000
Transport:	23000	3800	55500

Boſchveld :	Buren	Europäer	Eingeborene
Transport:	23000	3800	55500
Marico	2500	200	12000
Kuſtenburg	6000	400	25000
Waterberg	800	100	125000
Zoutpansberg	700	100	150000
Bankenveld :			
Lydenburg	2000	900	120000
Wafferſtroom	3000	200	7500
Utrecht	2000	300	5000
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	40,000	6000	500,000

In dem englischen Blaubuch vom März 1880 wurde die Zahl der Bevölkerung angegeben auf 32,546 Buren, 5156 Ausländer und 772,746 Eingeborene, doch bleibt es unſicher aus welchen Quellen die Engländer bei dem Mangel aller zuverlässigen Angaben ſolche engbegrenzten Zahlen ſchöpften. Die Zahl der farbigen Einwohner iſt entſchieden zu hoch gegriffen, wofür die Abſicht unverkennbar war.



III. Die Landwirtschaft im Transvaal.

Der Leser möge jetzt im Geiste die Fahrt auf einen Burenplatz mit uns antreten, um sich einen Ueberblick über die Landwirtschaft in diesem Lande zu verschaffen. Auf einem zweirädrigen Gefährt, einer sogenannten Kapkarre, von zwei flinken Pferden gezogen, rollen wir schnell durch die mit hohem, blau-grünem Grase bestandene von einem klaren, blauen Himmel überspannte Ebene. Unser Ziel soll auf Witwatersrand, der Wasserscheide zwischen Baalfluß und Limpopo liegen und man rühmt uns die landwirtschaftliche Schönheit der Gegend. Bis jetzt ist für den, der nicht für die Romantik der Steppe schwärmt, aber noch nichts von dem Versprochenen zu erspähen. Soweit das Auge vor uns nach Norden reicht, ist alles eine einzige, langsam ansteigende Ebene. Endlich scheint es, als ob wir den Gipfel der Erhebung erreicht hätten; dem zurückschweifenden Blicke zeigt sich hinter uns in seiner ganzen Höhe die majestätische Kette von Zuckerbuschrand, aber vor uns will sich das Terrain noch immer nicht verändern. Plötzlich tritt nahe zur Linken der Gipfel eines steilen Abhangs hervor, durch die Engländer, die hier während des Krieges einen Spiegel-Telegraph errichtet hatten, mit einem Steinbaken bezeichnet, und jetzt zeigt uns die durchsichtige Luft auch in weiter Ferne den nördlichen Horizont umsäumend, in feinsten blauer Zeichnung eine lange Bergkette, Magaliesberg. Vor uns thut sich ein breiter Thalkessel auf. Lassen wir den braunen Kutscher einen Augenblick halten, um uns an dem Anblick zu erfreuen. Die Hochfläche, auf der wir uns befinden, fällt vor uns ziemlich steil

ab, während sie an beiden Seiten phantastische Gipfel und Kopies bildend, nach und nach in grünen Hügeln sich zu den fernen Bergen gleichsam hinabsenkten, deren fernste Ausbuchtung im Nordwest zehn Stunden weit zu Pferde (15 deutsche Meilen) von uns entfernt sein soll. Jene dunkleren Stellen, die besonders am Hang des großen Bergrandes zu unserer Linken so häufig auftreten, rühren von Baumpflanzungen her, welche die Burenplätze umgeben. Noch ein wenig fahren wir weiter und es zeigt sich zwischen australischen Blaugummi- und Schwarzwurzelbäumen ein sauberes weißes Häuschen mit Veranda, das von einer gewissen Wohlhabenheit des Besitzers spricht. Keine zwei Minuten vergehen und unsere Karre hält vor dem kleinen Blumengärtchen, das die Vorderseite des Hauses umgiebt. Ein alter graubärtiger Mann erscheint in der Thür und tritt näher, um uns zu begrüßen, während sein Sohn, ein langer Bursch von 16 Jahren schnell herbeigeeilt ist, um die Pferde zu halten und dem Diener beim Abschirren zu helfen, Wir treten mit dem Alten ins Haus ein, der uns in seinem besten Holländisch freundlich über unsere Reise befragt und Aufschluß über unseren fernern Weg giebt, falls wir die Gegend nicht kennen. Wir erhalten einen Sitz auf der mit Leoparden- und Ballahfellen belegten Holzbank im traulichen Stübchen angewiesen, die Hausfrau bringt den dampfenden Kaffee, der nach der ermüdenden, stundenlangen Fahrt gar wohl mundet, und wir unterhalten uns mit unserm Wirt, so gut es unsere Sprachkenntnisse zulassen. Die holländisch-afrikanische Mundart ist besonders für den, der plattdeutsch spricht, leicht zu erlernen, und wer sie erst genauer

kennt, wird sie durchaus nicht unschön finden und ihren Formenreichtum bewundern müssen, obwohl die einzelnen Worte sehr abgekürzt sind.

Lange wollen wir uns im Hause nicht aufhalten. Wir treten hinaus, um den Platz näher in Augenschein zu nehmen. Hinter dem Hause befindet sich eine kleine felsige Erhebung, in deren Schutz die Rindviehkraale liegen, welche aus mit 6—7 Fuß hoch, lose auf einander gehäuften Bruchsteinen errichteten Mauern bestehen. Die Sonne ist inzwischen nahezu untergegangen und nun wird es lebendig auf dem erst so stillen Plage. Auf den Hügeln zeigen sich die von der Weide kommenden Rinder. Die Kühe, durch das laute Blöken ihrer Kälber zur Eile angefeuert, kommen einzeln den Abhang hinunter und in die Kraale hinein. Die Kälber, etwa 30—40, die am Tage in der durch eine niedrige Steinmauer umsäumten Rump weiden, haben ebenfalls schon aus eigenem Antrieb den anstoßenden Kraal aufgesucht, der aber zu ihrem sichtlichen Leidwesen von den größeren Kraalen durch eine aus Nesten roh gezimmerte Thür getrennt ist. Jetzt kommen auch die schwarzen Hirten, meistens nackt, mit dem Fellkaros über der Schulter und dem Kochtopf in der Hand, den Herden folgend. Die Milcheimer werden herbeigeholt und das Melken beginnt, welches hier nur von den Männern besorgt wird. Kälber schlachtet man nicht, denn Kühe geben nur die Milch, nachdem das Kalb schon getrunken hat. Es finden sich drei Rinderrassen: Die friesländischen, afrikanischen und Sulu-Rinder. Erstere von den Buren „Koff“ genannt, zeichnen sich durch gute Milchkuhe aus und haben kurze gekrümmte Hörner. Die afrikanischen haben

das auch kaum nötig, aber die Marterwege in den Bergen, wo der „Pad“ sich in erheblicher Steigung, buchstäblich über Geröll führend (wie in der Poort vor Pretoria) stundenlang hinzieht, vor allem aber die Niederungen der Flüsse und Spruiten, Bly genannt, deren torfartiger Boden sich bei einigermaßen erheblichem Regen in grundlosen, zähen Morast verwandelt, sind der Schrecken der Transportreiter und bedürfen einer zweckmäßigen Herstellung. Der Wert eines Ochsen ist zu Kriegszeiten oft 10—15 Pfd. St., aber jetzt kann man schon für 4—5 Pfd. St. einen guten Zugoehsen haben und zahlt für eine gute Milchkuh etwa denselben Preis. Wenn es dort in den nächsten Jahren keinen Krieg giebt oder die Lungenpeuche nicht neue Verheerungen anrichtet, so werden die Preise bei der großen Produktion wohl noch weit mehr sinken, denn der Markt im Lande selbst, in Kimberlay, Kapstadt und Natal ist bei weitem nicht genügend.

Wie überall im Transvaal ist neben dem Wohnhaus auch auf diesem Platze aus Backsteinen mit Strohdach ein solides Wagenhaus aufgeführt, in welchem mehrere der eben erwähnten Wagen neben verschiedenen anderen Fuhrwerken untergebracht sind. Die eigentlichen Bauermagen, die ganz mit einem Leinenzelt überdacht sind und in denen die Buren mit ihren Familien zum Nachtmahl nach dem Dorf, auf Besuch zu entfernten Freunden und im Winter ins Buschfeld fahren, werden ausschließlich aus dem Kaplande importiert, wo sie in Worcester, Kingwilliamstown, Cradock und anderen Ortschaften aus altem trockenem Holze hergestellt werden. Händler bringen während des Sommers Transporte von zehn bis zwanzig Stück

dieser Wagen ins Land und verhandeln sie gegen Ochsen in Ermangelung baaren Geldes. Ein solcher Wagen kostet jetzt durchschnittlich 160 Pfd. St. oder die entsprechende Anzahl Ochsen. Er ist dem Geschmacke der Buren entsprechend in grellen Farben, rot, grün oder blau gestrichen und mit bunten Arabesken bemalt, was einigermassen für seine plumpe Form entschädigen muß. Für den täglichen Gebrauch sind diese Wagen aber wenig geeignet, dagegen würde ein Natal-Wagen bald auseinander fallen, wenn er nicht beständig in Bewegung wäre, deshalb bezieht man aus Natal die Transportwagen, die entweder ganz ohne Zelt oder nur mit einem kleinen Hinterzelt versehen sind, in dem nur eine Kattel (Bettgestell) liegen kann. Die Hemmvorrichtung für abschüssigen Weg ist eine sehr einfache. Sie besteht aus einem Querholz dessen beide Endflögel aus weichem Holz mittelst einer Schraube, welche hinten in das Holzwerk des Wagens eingreift, gegen die Hinterräder derart angepreßt werden, daß sie sich nicht drehen können und nur geschleift werden. Meines Wissens ist im Transvaal noch keine Wagenbau-Werkstätte eingerichtet worden, obgleich es z. B. in dem Distrikte Utrecht nicht an dem nötigen Holze fehlt und die Herbeischaffung des erforderlichen Eisens die Wagen nicht so bedeutend kostspieliger machen würde. Ein deutscher Wagenfabrikant, der ein solches Unternehmen angreifen wollte, müßte aber erst einige Monate daran wenden, um den Betrieb und die Bauart der Wagen in Kapischen oder Natalischen Werkstätten zu erlernen, sowie Kenntnisse über die inländischen Holzarten und die klimatischen Einwirkungen zu erlangen, zumal da Neuerungen, deren

Vorteil nicht jedermann sogleich in die Augen fällt, bei den Buren keinen Anklang finden. Außer den Ochsenwagen hat man auch große aber leichte Reisewagen, die von acht Pferden oder Maultieren gezogen werden; sie werden ebenfalls aus dem Kaplande importiert, aber nur von reicheren Leuten angeschafft. Die schon erwähnten Kapkarren, die auch ein Leinenzelt besitzen, werden meistens in der Paarl gebaut und kosten im Transvaal etwa 40 Pfd. St.; zweifelhafte ohne Leinenzelt nennt man Bokies und sind entsprechend billiger. Außerdem sieht man oft amerikanische, leichte vierrädrige Fuhrwerke, Spider, die meist von Natal heraufgebracht werden. Zu Farmarbeiten wird die schottische Karre benutzt, von 2—4 Ochsen gezogen welche geschickte Buren selber herzustellen wissen.

Das Trefzeug zu einem Ochsenwagen besteht aus einer langen Kette oder einem Tau, aus Zinkdraht oder rohen Riemen geflochten, das vorn an der Deichsel befestigt ist. An dieses sind in gleichen Abständen die Fochse gebunden, die nebst den vier Fochscheiten für jedes Foch jeder Bur meist selbst aus starkem Holze zu fertigen weiß. Das Einspannen geschieht, indem den Ochsen das Foch auf den Nacken gelegt und die beiden Scheite durch einen rohen Riemen, Stroep genannt, unterhalb der Kehle verbunden werden. Der Ochs zieht also nur mit dem Nacken, in dem ja auch seine meiste Kraft liegt; viele Fremde haben allerdings schon diese Art des Einspannens ändern wollen, sind aber immer zu der alten Methode zurückgekehrt, die ja auch unsere deutschen Kapfarmer beibehalten haben. Um den Ochsen bequemer regieren zu können, wird jeder mit einem langen Riemen, an

dessen Ende eine Schlinge befindlich, um die Hörner gefangen. Für jeden Wagen sind mindestens zwei Kaffern nötig, ein Treiber, der mit der Riesenpeitsche gewöhnlich nebenher läuft, durch Schreien, Knallen und Schlagen das Zugvieh anfeuernd, und ein Leiter, der an schwierigen Stellen, in den Driften (Furten der Flüsse) und in den Dorfstraßen das Tau der Borderochsen ergreift, damit diese keine falsche Wendung machen. Beim Pflügen sind sogar drei Leute nötig, wo doch bei uns beim Pflügen mit Pferden ein Knecht das ganze leiten kann. Als Leiter soll man schon in der Kolonie Baviane abgerichtet haben, die auf einen gegebenen Wink mit den Borderochsen nach rechts oder links abbiegen und bei Flußübergängen gewandt auf das Joch der Borderochsen springen, doch ist auf diese Anekdote wohl nicht viel Wert zu legen. Sind erst gute Straßen gebaut, so wird ein Fuhrwerk auch ohne Leiter fertig werden können.

Inzwischen sind wir weit von unserm Burenplaze abgeschweift, dem wir einen Besuch machen wollten und müssen jetzt wohl dorthin zurückkehren. Nachdem wir die Nacht auf einem weichen Daunenbett im Fremdenstübchen gut geschlafen haben, steigen wir am nächsten Morgen in der Frühe mit unserm freundlichen Wirt an den Berggrund, wo in einer vor kaltem Süd-West geschützten Ecke die Schafe ihren Kraal haben. Das eingeführte Merino-Schaf hat das Kapische Fettschwanzschaf, welches statt der Wolle nur Haare hatte, ganz verdrängt. Wir können hier unsere Verwunderung an der Fertigkeit der Buren im Zählen haben. Der Alte bleibt, wenn er die Heß (Kraalthür) geöffnet hat, an derselben stehen und die Schafe laufen einzeln, zu

zweien oder dreien dicht gedrängt wie im Sturm an ihm vorüber. Dabei sie zu zählen würde ein Ungeübter wohl schwerlich fertig bringen; trotzdem irrt ein Schafbur sich selten. Nachdem die Schafe ihrem Hirten übergeben sind, nähern wir uns dem Ziegenkraal, dessen Injassen teilweise schon ungeduldig auf die Mauer gesprungen sind, wie um den fremden Besuch besser betrachten zu können. Wir finden eine prächtige, weiße, langhaarige Angoraherde und ein Tierfreund kann hier wirklich sein Vergnügen haben an den possierlichen Sprüngen der niedlichen Zicklein. Kapische Ziegen, die oft viel Milch geben, findet man im Transvaal seltener, da ihre Zucht nicht so einträglich ist als die der Angoraziege, welche das gesuchte Angorahaar liefert. Die Ziegen gedeihen gut in den Bergen und Randten, wo sie ihre Kletterkünste nach Herzenslust anwenden können, während den Schafen die Hügel und Hochflächen zugewiesen sind, wo Strecken für sie abgebrannt werden, damit sie stets kurzes frisches Gras haben. Leider sind die Wollpreise in letzter Zeit beträchtlich gesunken (29—33 Pfg. das Pfund gegenwärtiger Preis), was die Buren sich aber größtenteils selbst zu verdanken haben, denn sie verfahren oft unsauber beim Scheren und Waschen der Schafe. Einige sollen sogar feinen weißen Flußsand auf die Scherplätze bringen, damit die Wolle, die durch denselben sich verunreinigt, an Gewicht zunimmt. Wenn es gilt einen anzuführen, so ist mancher Bur äußerst schlau auf seiner Art; er nennt das „vernücken“ und geniert sich nicht, damit vor seinesgleichen zu prahlen, wenn er einen guten Schlag gemacht hat. Daß das, was er im einzelnen gewinnt, dem ganzen Gemeinwesen später

zum Schaden gereicht,“ rührt seine Selbstsucht nicht. Wenn einzelne besser Gesinnte das auch verabscheuen und ihre Wolle besser behandeln, so können sie dadurch bei den Händlern doch keine bessern Preise erzielen. Das Thema ist schon zum Ueberdruß in südafrikanischen Zeitungen erörtert worden. Ener- gische Schafzüchter führen auch öfters Böcke aus Australien und dem Kaplande ein, um neues Blut in die Herden zu bringen. Gelbflechte, Blauzung- flechte, Klauenflechte und andere Krankheiten reiben von Zeit zu Zeit ganze Herden auf. Im allge- meinen wissen die Buren nicht viel gegen solche Krankheiten anzuwenden; Tierärzte giebt es eben nicht im Lande, würden auch wohl keine Beachtung finden. Auf guter Weide kann ein Bur ein Schaf per Morgen ($\frac{9}{10}$ ha) halten. Kurzes rötliches Gras gilt als das beste Futter für Schafe.

Bei dem Gras wollen wir ein wenig länger verweilen. Langes, saftiges, blaugrünes, wenn trocken rötliches Gras ist süß. Es findet sich hauptsächlich im Buschfeld und den niedrigsten Theilen des Hoogefelds. Saures Gras ist kurz, hart, dunkelgrün und wird schnell trocken und saft- los, weshalb es im Winter wertlos ist. Es wächst auf den Bergen und den höchsten Ebenen. Das beste Feld ist das sogenannte Dormakaar- oder Durcheinander-Feld, wo beide Sorten wachsen und welches sich meist auf den Ebenen südlich der Magalies- berge befindet. Dieses Verhältnis bedingt, daß die Buren gewöhnlich zwei Plätze besitzen, einen Sommer- und Wohnplatz im Hoogefeld und einen Platz im Buschfeld, wohin sie im Winter, Mai bis Septem- ber, wenn das Gras im Oberland trocken geworden, hinabziehen, um dort frisches, saftiges, süßes Gras

und durch Busch geschützte warme Weiden für die Herden zu finden. Wer dort keinen Platz hat, zieht einfach weiter hinein unter die Kaffern, wo der Grund noch nicht vergeben ist und sucht dort eine Stelle für sein Vieh. Früher setzte jenes merkwürdige kleine Insekt, die Tsetsefliege (*Glossina morsitans*) diesem freien Ziehen eine gefürchtete Schranke entgegen, doch mit der raschen Verminderung des Wildes hat sie sich ebenfalls in nördlichere Gegenden zurückgezogen, so daß die Linien, welche sich vielfach auf den Karten als Grenzlinien der Tsetse finden, nicht maßgebend sind. Livingstone hat eine genaue Beschreibung dieses Insekts gegeben. Es ist ein wenig größer als die Stubenfliege. Der Stich dieser Fliege ist allerdings dem Menschen und auch dem Wilde ungefährlich, dagegen tödtlich für Rindvieh, Pferde, Maulesel und Hunde. Das gestochene Tier magert schnell ab und stirbt meist in wenigen Tagen, manchmal aber erst nach mehreren Monaten. Bei einer Zerlegung findet man dann deutliche Zeichen von Blutvergiftung; an der Stelle, wo es gestochen ist, zeigt sich ein Citerring, das Fleisch ist mit Blasen bedeckt, das Blut wässrig u. s. w. Ein Mittel gegen die Vergiftung ist bis jetzt noch nicht gefunden, doch verstehen die Kaffern und oft auch Buren, die in der Nähe von Tsetse-Gegenden leben, das Vieh während der Nacht und bei Regenwetter unbeschadet durch die gefährlichen Regionen hindurch zu treiben, da das Insekt sich immer in gewissen ihnen bekannten Gebüschen aufhält. Im Transvaal wird die Tsetse jetzt kaum noch zu finden sein, die nordwestlichen und nordöstlichen Grenzgebiete, in die selten Weise kommen, vielleicht ausgenommen.

Man lebt im Buschfelde in Wagen und Zelten und verweilt gern des Abends an großen Feuern, für die ja trockenes Holz in Masse vorhanden ist. Den Kraal stellt der Bur dort auf die Weise her, daß er auf einer kleinen Lichtung die Bäume und Büsche in der Runde umschlägt, so daß die Kronen nach innen fallen und die Kraalmauer ersetzen. Milch und Butter giebt es dort während des Winters im Ueberfluß und die jungen Leute holen die Büchsen hervor und stellen den Ballah- und Kudu-Antilopen nach, die sich noch antreffen lassen. Die Transvaaler haben dadurch, daß sie im Winter mit ihrem Vieh in wärmeres Feld „treken“ können, einen großen Vorteil vor den Viehzüchtern im Orange-Freistaat, denen durch Mangel an Futter und durch Kälte jeden Winter unglaubliche Massen Vieh verloren gehen. Es regnete dort besonders in den letzten Jahren wenig und meist erst spät, so daß der Reif vielfach einsetzte, ehe noch das Gras vollkommen ausgewachsen und zur Reife gelangt war. An Heu-Gewinnung, die an sich schon dem Buren etwas Unbekanntes ist, war da natürlich nicht zu denken. Frische Grasbrände, oft auch mutwillig angelegt, sollten dann im Frühjahr dem jungen Gras Luft schaffen, stifteten aber oft nur Schaden, wenn der Regen ausblieb. Aehnliche Verhältnisse existieren auch im Bloemhof- und im westlichen Potschefstroom-Distrikt. Man hat es den Buren in neuerer Zeit vorgehalten, daß sie durch ihr Feldbrennen den früheren 3—5 Fuß hohen Graswuchs und die Baum-Vegetation zerstört, die Grasnarbe geschädigt und den Boden dadurch den dörrenden Sonnenstrahlen mehr zugänglich gemacht hätten, der in Folge dessen die Feuchtigkeit nicht so lange halten konnte, worauf auch der Regen nicht mehr wie bis-

her fallen wollte. Der verminderte Regenfall ist allerdings für den Freistaat eine kaum bestreitbare Erscheinung, die aber auch durch meteorologische Ursachen bedingt sein kann, da im Transvaal, welches ebenso lange schon von den Buren bewirtschaftet wird, die Niederschläge sich nicht merklich vermindert haben. Den Buren daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß sie sich nicht im gesteigertem Maße dem Ackerbau widmeten, sondern hauptsächlich Viehzüchter sind, ist ja lächerlich, obwohl es für ganz Südafrika unstreitig besser gewesen, wenn es durch Ackerbauer und zwar langsam und allmählig in Kultur genommen wäre, etwa wie es in Nord-Amerika stattfand. Die Voreltern der Buren, die ersten Ansiedler am Kap waren keine Viehzüchter, sondern hauptsächlich Korn- und Weinbauern. Wären diese ersten Ansiedler sämtlich Deutsche gewesen, was sie nur etwa zum sechsten Teile waren, so hätten ihre Nachkommen sich zweifellos der Viehzucht gewidmet; das lag eben in der Natur der Sache, da sich das Land so vortrefflich zur Viehzucht eignete und das Leben eines Viehzüchters ein viel müheloseres und angenehmeres als das eines Ackerbauers war, zumal jener besser Absatz für seine Produkte fand als dieser. Wenn nun die Afrikaner Viehzüchter, vornehmlich Schafzüchter sein wollten, so mußten sie auch das hohe Gras beizeiten abbrennen, denn das Schaf liebt bekanntlich, wie das Pferd, kurzes Gras. Wir wollen keineswegs das Grasbrennen in Schutz nehmen; am besten wäre es, wenn es ganz vermieden oder durch Gesetze beschränkt werden könnte, denn es geschieht viel Unfug damit, dessen Urheber nur in den seltensten Fällen ermittelt werden, abgesehen davon, daß bisweilen, wenn auch

selten, Menschen und Gebäude dem Feuer zum Opfer fallen; ferner hindert es den Baumwuchs, der, wenn er in genügender Dichtigkeit vorhanden, bekanntlich eine Vermehrung und, was besonders not thut, eine gleichmäßigere Verteilung der Niederschläge herbeiführen soll. Der gemeine Bur weiß ebenso wenig wie der Kaffer den Nutzen eines Baumes zu würdigen, und beide vernichten den Holzbestand, wo er ihnen unbequem ist ohne Rücksicht. Dagegen müßte die Regierung einschreiten, man hat ja Kohlen genug und könnte den Verbrauch von Brennholz also möglichst beschränken besonders in den Städten und zur Heizung von Dampfmaschinen. Der Baum, der im Transvaal am meisten vorkommt, ist der Kameeldornbaum. Derselbe hat aber so kleine feine gefiederte Blätter und so dünnes Laubwerk, daß er den Boden nur wenig oder gar nicht vor dem Austrocknen durch die glühenden Sonnenstrahlen schützen kann. Man müßte, um das herbeizuführen, einen für das Klima und für trockenen Boden passenden Baum mit dichterem Laubwerk einführen und in den Bergen an Stellen, die vor Südwestwinden geschützt sind, davon auf Regierungskosten Anpflanzungen anlegen, welche bald die Niederschläge nach solchen Gegenden lenken und den Quellenreichtum heben würden. Die Schluchten von Klipriviersberg, Zuckerbuschrand, Gatsrand und Magaliesberg würden für solche Forstkulturen einen günstigen Boden bieten. Ferner müßte man an den Seiten der Flüsse und Spruiten, wo der Grund nicht zu felsig ist, dem teilweise dort vorhandenen Baumwuchs nachhelfen, um zu verhindern, daß das Wasser in denselben zu rasch von den Sonnenstrahlen aufgesogen wird, welche Maßregel dann eine gesteigerte

Nutzbarmachung dieser Wasserläufe zur Kanalisation und Berieselung gestatten würde. Der australische Blaugummibaum, der sich durch sein schnelles Wachstum auszeichnet, würde sich zur Beschattung der Spruiten wohl am besten eignen, doch soll er dem Boden sehr viel Wasser entziehen; man findet häufig solche Bäume, die bei einem Alter von kaum 30 Jahren schon eine Höhe von 60 Fuß erreicht haben. Unsere Eiche gedeiht dort gut in den Niederungen, wächst aber wie hier äußerst langsam. Solche Gehölzanlagen müßten aber stets umzäunt sein, was die Kosten natürlich beträchtlich erhöhen würde, da das Vieh die jungen Bäume, die nicht durch Stacheln geschützt sind, wie die meisten afrikaniſchen, sonst gar bald zerstören. Uebrigens sind das alles Pläne, an welche die Regierung bei den schlechten Finanzen des Landes wohl kaum je gedacht hat, doch sollen ja in Mexiko wo die klimatischen und Bodenverhältnisse vielfach ähnliche wie in Südafrika sind, solche Anpflanzungen bereits mit Erfolg und zwar von deutschen Händen gemacht sein. Für Farmer dürfte die Baumpflanzung auf eigenen Boden immerhin auch in pekuniärer Hinsicht vorteilhaft sein, da verschiedene der bereits eingeführten Bäume sehr schnell wachsen und Nutzholz im Lande einen guten Preis hat. Ein Bur hatte auf seiner Farm am Korannaberg (Distrikt Winburg, Freistaat) an einer sehr geschützten Stelle mit tiefer Alluvialschicht vor etwa 15 Jahren eine solche Pflanzung mit wenig Mühe angelegt und bezog jetzt jährlich ca. 1000 Mark aus derselben. Dagegen hatten die Versuche, die ein anderer machte, um Bäume aus dem Buschfelde auf dem Hoogefeld einzuführen, keinen Erfolg, indem der mitgebrachte Same überhaupt nicht aufging; leider sind die Buren

zu gleichgültig und träge, um solche Versuche öfters zu machen.

Inzwischen wird es Zeit, daß wir zu unserm Burenplaze zurückkehren, wo das Frühstück im Zimmer bereits aufgetragen ist. Wir nehmen ein wenig zu uns und steigen dann auf die Pferde, um einen Morgenritt in die nach Osten unabsehbar sich ausdehnende Hochebene zu machen. Diese Ebene ist arm an Quellen und Wasserläufen, enthält dagegen viel Pfannen, flache Wasserbecken, die gewöhnlich das ganze Jahr hindurch Wasser halten und deren Anblick den durstigen Wanderer oft auf einem Hügel überrascht, wenn er in der Niederung vergeblich nach Wasser gespäht hatte. In der Regenzeit sind diese Pfannen, die selten die Größe von kleinen Landseen annehmen, von einer Unmasse der verschiedensten Wasservögel bedeckt, die dem Jäger wie dem Zoologen reiche Beute liefern. Bald sind wir auch bei einer solchen Pfanne angelangt, wo aus einer nahen Quelle einige Acker mit Tabak bestellten Landes bewässert werden. Hier grasen auch die Pferde unseres Buren. Die landesübliche Rasse ist mittelgroß, aber schlank gebaut, liefert gute, ausdauernde und mit wenig Futter zu erhaltende Reit- und Karrypferde, aber zu schwerer Arbeit sind die Tiere wenig brauchbar, weshalb sie auch nie zum Ziehen von Lasten verwendet werden, dazu hat man ja den geduldigeren Ochsen. Die Erhaltung kräftiger Pferde, die man ja auch einführen könnte, wird wegen der hohen Futterkosten zu teuer. Die schweren flandrischen Pferde, welche die Engländer während des Krieges für ihre Kavallerie einführten, haben sich für Transvaal als ziemlich wertlos erwiesen. Man hat auf dem Hoogefeld in den letzten 10—15 Jahren kräftig mit der Pferde-

zucht begonnen, für welche diese Ebenen sich gut eignen. Alljährlich werden Rennen abgehalten, bei denen ziemlich bedeutende Preise zur Verteilung gelangen. Ob es gute Reitpferde in einem Distrikt giebt, ergibt sich leicht aus der Länge der Wegstunden, nach denen in Südafrika überall gerechnet wird. So fuhren wir einmal im Bloemhof-Distrikt volle 4 Stunden mit dem Ochsenwagen und ohne Aufenthalt an einer Strecke, die man dort in einer Stunde zu Pferde zurücklegte.

Auch auf dieser Hochebene hat der Bur zu sorgen, daß seine Pferde im Sommer nicht ins Thal hinabkommen, wo schon die Pferdekrantheit herrscht. Diese Krankheit grassiert in den Niederungen vom November bis nach dem ersten Reif im Mai und ergreift dort fast jedes Pferd. Nur wenige bestehen sie und der Wert derselben als sogenannte „gesalzene“ steigt dann bis auf 40 Pfd. St. = 800 Mark, während man sonst schon für 7—8 Pfd. St. ein gutes Pferd haben kann. Besonders gefährlich ist es, wenn die Pferde morgens oder abends vom Tau befeuchtetes Gras fressen, viele Leute geben ihnen daher im Sommer geschnittenen und gewaschenen Gras. Pferde, die, wie nur selten geschieht, im Stall gehalten und gut versorgt werden, fallen auch weniger der Krankheit anheim, aber wenn solche dann einmal auf die Weide kommen, so sind sie unrettbar verloren. Ein Mittel gegen die Krankheit hat man noch nicht gefunden. Sie besteht aus einer starken Schleimabsonderung der Lungen und Ueberlaufen der Galle ins Blut. Meistens wird der Tod durch Erstickung und ziemlich plötzlich herbeigeführt. Nach den äußeren Umständen zu schließen, wird die afrikaniſche Pferdekrantheit vielleicht ebenso wie die Malaria durch

mikroskopische Pilze hervorgerufen, die dem Organismus des Pferdes besonders schädlich und deren Keime weniger durch Vermittelung der Luft, hauptsächlich aber beim Fressen taufeuchten Grases aus dem Boden aufgenommen werden. Bekanntlich giebt es in ganz Inner-Afrika, den Sudan ausgenommen, keine Pferde und ein Versuch, sie quer durch Afrika mitzuführen, wie ihn Stanley von Sansibar aus machte, scheiterte schon unweit der Küste an ähnlichen Erscheinungen, wie sie im Süden auftreten. Es wird gesagt, daß diese Krankheit sich früher im Kaplande auch fand und hofft man, daß sie wie dort auch im Transvaal sich später verlieren wird, wenn das Land erst „zahn getreten“ ist, wie die Buren sich ausdrücken. Die Krankheit tritt im Transvaal nur auf dem östlichen Hoogefeld nicht auf und auch im Freistaat nicht mit Ausnahme der Niederungen des Baalflusses, also alles Gebiete, die mehr als 5000 Fuß über dem Meere gelegen sind. In diese krankheitsfreien Gebiete bringt man dann im Sommer die entbehrlichen Pferde aus den tiefer gelegenen Gegenden. Man sollte meinen, daß letztere für die Pferdezüchter des Hoogefeldes stets ein gutes Absatzgebiet sein würden, aber aus dem Freistaat werden im Winter solche Massen Pferde eingeführt, daß man z. B. im Winter 1884 in Pretoria schon für 3 oder 4 Pfd. St. ein eingeübtes, junges Reitpferd kaufen konnte und große Transporte unverkauft zurückgeführt wurden. Das Maultier, welches der Pferdekrantheit weniger unterworfen sein soll und das in Ländern, wie Griqualand-West, wo kein Gras, sondern Karrubüsche wachsen, die Stelle des Ochsen und des Karpferdes einnimmt, ist im Transvaal noch wenig vertreten. Auch bei Hunden

findet sich eine dem Lande eigentümliche Krankheit, die jährlich auftritt und der viele Hunde zum Opfer fallen.

Auf dem Rückritt halten wir uns ein wenig mehr nördlich und kommen so tiefer ins Thal nach dem „untersten Plage“, der von ferne einem kleinen Walde gleicht und wo sich die ausgedehnten Ländereien und Gärten befinden. Hier steht auch noch von Wein umrankt das alte Haus, das unser Bur vor Jahren als er aus dem Kaplande heraufgezogen war, mit eigenen Händen aufgeführt hat. Hohe Weidenbäume beschatten einen künstlichen Teich, den Leitdamm, in dem sich das Wasser der Quellen sammelt, um dann zum Berieseln des Gartens verwendet zu werden. Im Obstgarten laden reife Pflirsiche, Aepfel, Birnen, Aprikosen und Feigen in Menge zum Essen ein; auch finden sich Granatäpfel-, Walnuß- und Mandelbäume. Kirschen wollen nicht recht gedeihen; die Bäume verwildern leicht und die wenigen Früchte fallen den Finken zur Beute. An den geschützten Stellen gedeihen Bananen, Loquat (*Eriobotrija Japonica*), Zitronen, Orangen, Kartjes (kleine Orangen, *Citrus nobilis*), und überhaupt alle Pflanzen der gemäßigten, nördlich von Magaliesberg auch alle der subtropischen Zone. Unsere Stachelbeeren, Himbeeren u. s. w. sind im Transvaal noch nicht eingeführt. Feigen und Quittensträucher (*Cydonia vulgaris*) benutzt man zu Hecken. Feigenkaktusse, türkische Feigen (*Opuntia ficus indica*) mit ihren wohlschmeckenden Früchten wachsen auf den Sodenmauern; doch wehe dem Unwissenden, der mit der Hand die ungeschälte Frucht zum Munde führt, alles Waschen hilft nichts gegen das brennende Gefühl, das die feinen

Stacheln ihm für die nächsten Tage verursachen. Man muß die Frucht fein mit Gabeln oder Stäbchen anfassen und aus der Schale lösen, ehe man sie genießen kann. Die Pflanze ist fast unvergänglich; wirft man eins der fleischigen Blätter oder ein Stück derselben auf den Grund, so schlägt es Wurzeln und bildet in einiger Zeit eine neue Pflanze. Im Sommer schützen ihre Stacheln sie vor dem Vieh aber im Winter verzehren die Rühesoviel davon als sie erreichen können. Der Weinstock gedeiht prächtig, da aber die Reben im Sommer nicht vielen Regen vertragen, so werden sie in nassen Sommern gewöhnlich schwarz und fallen ab. Dieser Umstand ipricht nicht für die Anlage großer Weinberge, obwohl der vielfach kalkhaltige Boden das Gedeihen sehr befördern würde. Europäisches Gemüse wächst dort natürlich viel schneller und üppiger als bei uns, vorausgesetzt daß es gehörig bewässert wird; doch kommt es vor, daß zuweilen einige Sorten ausarten, z. B. säte man in Potschestroom eingeführte gute Saat von roten Mohrrüben und erzeugte, obwohl der Boden gut gedüngt gewesen, eine gelbe, weniger brauchbare Pflanze.

Man sät und pflanzt Gemüse das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Monate Juni, Juli und der ersten Hälfte des August, doch erfordert die Reinigung des Gartens von Unkraut besondere Sorgfalt, denn gewöhnlich erreicht das junge Unkraut in 14 Tagen eine Höhe von 9 Zoll und eine Dichtigkeit, wie man sie hier nicht für möglich halten würde. An fremdartigen Garten- gewächsen hat man besonders Batatas (süße Kartoffel), Tomatos, spanisch Speck (eine gurkenartige

Frucht) und Wassermelonen, die am besten im freiem Felde gedeihen.

Wir wenden uns jetzt dem Acker und dem Ackerbau im Transvaal zu und haben dabei zwischen solchen Feldfrüchten zu unterscheiden, die auf nassem Grund und solchen, die auf trockenem Grund gebaut werden, d. h. solchem Grund, der nicht be-rieselt werden kann. Zu den ersteren gehören Weizen, Gerste und Hafer (Roggen baut man nicht) und besonders Tabak; zu den letzteren Mais, zwischen den man gewöhnlich Kürbisse und Wassermelonen sät. Wenn im September die ersten den Boden genügend erweichenden Regen fallen, werden die zum Pflügen bestimmten Ochsen aus der Heerde ausgetrieben und man bestellt erst das umfriedigte Ackerland, welches man mit Tabak bepflanzen will und dann den gewöhnlich offen im Felde gelegenen Maisacker. Wenn es den Sommer über gut und ziemlich regelmäßig regnet, so gedeihen Mais und Kürbisse prächtig und der Preis des ersteren fällt dann auf 10 Mark für 180 Pfund, während in trockenen Sommern, wie es zuweilen vorkommt, die Maisernte total mißlingt, und der Preis auf 30 Mark und höher steigt. Dazu muß der Mais auch noch einmal oder zweimal vom Unkraut gesäubert werden. Die Körner läßt man gewöhnlich mit Stöcken von den Kolben abschlagen. Der beste Kornboden besteht aus schwarzem Boden oder rotem sandigen Grunde. Korn sät man gewöhnlich im April, muß aber während des Winters, so lange es nicht stark regnet, den Acker fleißig bewässern. Hagel und Rost, sowie ein heißer, alles ausdörrender Wind schaden dem Korn am meisten. Heuschrecken traten früher verheerend auf, doch zeigen sie sich

jetzt nur selten und in geringen Mengen. Je nach Gegend und Höhenlage findet die Ernte im Dezember und Januar statt, worauf man, wenn die Ortslage günstig, noch Mais sät, welcher, da er bewässert werden kann, noch vor Eintritt des ersten Reifes im Mai zu ernten ist. Auf gut gedüngtem und gut bewässertem Boden erzielt man oft den vierzigfachen, selbst achtzigfachen Ertrag. Ein gut bewirtschaftetes Erw in Potschessstroom von 100 englischen Quadratellen Größe liefert etwa 10 Muid Mais (zu 180 Pfund englisch) und 8 Muid Korn in einem Jahre. Das Dreschen des Kornes geschieht im Freien auf vorher sauber geebneten Flur durch Pferde oder Ochsen. In letzter Zeit führt man auch schon Dreschmaschinen ein. Wassermühlen finden sich hier und dort an den Flüssen und größeren Spruiten, aber Windmühlen kennt man im Lande nicht, deshalb müssen die Buren oft mehrere Tage lang fahren, um ihr Korn nach der nächsten Mühle zu bringen.

Der Tabakbau wird besonders in den Distrikten Potschessstroom und Pretoria in großem Maßstabe betrieben, wo man am Magaliesberg, in Wunderfontein, im Schoonspruit- und Mosifluß-Thale, die großen Quellen und wasserreichen Flüsse zur Verieselung ausgedehnter Ländereien verwenden kann. Man pflanzt den Tabak in Reihen mit etwa 18 Zoll Abstand, und so, daß die Pflanzen in den Furchen stehen, welche zur Bewässerung wie zur Ableitung des Regenwassers dienen. Raffen und andere farbige Arbeiter sind fortwährend mit dem Ausschäufeln der Beete beschäftigt, damit der Boden locker und das Unkraut niedergehalten wird. Von jeder Pflanze hat man mindestens zwei Ernten, denn wenn der erste Schaft,

nachdem er zur Reife gelangt, abgeschnitten ist, so treibt der Stumpf wieder drei oder vier Schäfte empor, die sich ebenso kräftig entwickeln. Die abgeschnittenen Pflanzen werden in einem Schuppen zum Trocknen aufgehängt und darauf dem Prozeß des Schwitzens unterzogen, den viele Buren derart vereinfachen, daß sie die Blätter für kurze Zeit ins Wasser stecken, wodurch dieselben ausgelaugt werden. Die feuchten Blätter dreht man zu einem $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Tau zusammen, aus welchem zylinderförmig 3 bis 5 Pfund schwere Rollen verfertigt werden. In Folge der schlechten Bearbeitung des Tabaks verdirbt von diesen Rollen alljährlich ein großer Teil, wodurch viele Buren veranlaßt wurden, ihre Blätter nach beendigtem Schwitzen sofort zu Rauchtabak schneiden zu lassen, für welchen Zweck man in Putschestroom und Pretoria durch Dampf betriebene Tabak-Schneidemaschinen hat. Der geschnittene Tabak wird auf Wagenlaken getrocknet und ist dann vor Fäulnis bewahrt; wenn er verkauft werden soll, so dienen ein paar Eimer Wasser dazu, sein Gewicht wieder zu erhöhen. Gewisse Sorten sind zu stark zum Rauchen und werden deshalb zu Schnupftabak verarbeitet, während die am wenigsten guten auf dem Hoogefeld zur Schafwäsche Verwendung finden. Man begegnet im Transvaal selten Europäern, welche importierten Tabak dem einheimischen vorziehen, dann aber immer, weil ihnen letzterer zu stark war. In Kimberley, Bloemfontein und den größeren Städten des Kaplandes wird viel Transvaal-Tabak konsumiert, besonders da das in anderen Ländern Süd-Afrikas gezogene Kraut nicht viel wert ist.

Nachdem wir Gärten und Ländereien genügend besichtigt haben, verlassen wir den schattigen Platz

und wenden uns wieder dem Bergrande zu, der mit seinem weißen Urgestein aus dem hellgrünen Laubwerk der Kameeldornbäume an seinem Fuße imposant hervortritt. Unser Weg führt uns nun an einen großen Damm, der die Niederung sperrt und hinter dem die sommerlichen Regengüsse große Wassermassen angesammelt haben. Da es jetzt gerade um die Mittagszeit ist, so finden wir hier ein lebendiges Bild. Die Herden sind zur Tränke herangekommen und die Kinder pflegen meist schon der Ruhe im Schatten der Dornbäume. Der Alte erzählt uns von den Schwierigkeiten, welche die Anlage des Dammes ihm bereitet, wiederholt hatten starke Regensfluten das mühevollen Werk seiner Hände fortgerissen; er hatte aber immer wieder stärkere Wälle aufgeführt, jetzt stehe der Damm schon mehrere Jahre, halte stets Wasser für das Vieh im Ueberfluß und er beabsichtige ihn noch zu vergrößern, um Kornland unterhalb des Dammes anzulegen. Das Land bietet vielfach Gelegenheit zur Anlage großartiger Wasserreservoirs in tiefen Terrainfalten wie in den sogenannten Poorten, Einschnitte in die Hochplateaus und Rande, doch hat die Erfahrung gelehrt, daß sich nicht alle solche Einschnitte zu genanntem Zwecke verwenden lassen, da die umgebenden Felsgeschiebe das Wasser oftmals durch ihre dem oberflächlichen Untersucher unsichtbaren Spalten und Risse durchsickern lassen und es dadurch nicht dauernd zu halten vermögen. Wenn erst solche Arbeiten weniger primitiv, mit größeren Mitteln und unter Leitung von Fachmännern, nicht fremden, sondern solchen, die die Natur des Landes kennen, vorgenommen werden, dann wird man selbstredend auch bessere Resultate erzielen. Die von den Buren bei solchen Werken

befolgte Praxis besteht darin, das sie den Boden der betreffenden Mulde durch Umpflügen lockern, darauf die gelöste Erde mittelst einer Schroep (spr: Strup), einem 4 Fuß breiten, eisernen Schaufelblatt, welches durch Ochsen gezogen wird, zu einem Wall quer über die Terrainfalte aufhäufen und diesen, wenn er genügend hoch ist, nach innen mit einer Straat (Steinpflasterung) versehen, welche dem Wasser Widerstand leisten soll. In dem noch leeren Becken treibt man eine Ziegenherde so lange umher, bis der Boden hart gestampft ist, und in den Wall setzt man in entsprechender Tiefe ein Rohr ein, durch das das Wasser seinen Abzug findet, wenn erforderlich. Die in den Spruiten angelegten Dämme sind besonders häufig der Gefahr des Brechens ausgesetzt und wenn erst einer dem Andrang der Fluten gewichen ist, so erfahren gewöhnlich auch alle weiter unterhalb in dem selben Wasserlaufe gelegenen das gleiche Schicksal. Das könnte vielfach vermieden werden, wenn man statt der Erdwälle dauerhaftere und mit Hülfe von Stein und Zement aufgeführte Werke anlegen würde, welche dann mit weniger Risiko auch in größerem Maßstabe hinsichtlich der zu haltenden Wassermenge in Angriff genommen werden könnten und durch die tausende Acker fruchtbaren Landes der Bewässerung und somit einer gesteigerten Nugbarmachung unterworfen werden könnten. Transvaal wird noch einmal ein herrliches Land werden, das im Stande ist, eine ziemlich dichte Bevölkerung zu ernähren, wenn erst die Bevölkerung sich von den fortgesetzten Kriegen und Kaffernunruhen mehr erholt hat und die Finanzen sich zu bessern beginnen.

Vom Berghange winken durch das Laubwerk der Blaugummibäume die weißen Häuser des Platzes

herüber, dem wir uns jetzt wieder zuwenden wollen. Wie fruchtbar der Boden ist, zeigen uns dort die zwischen die Felsen gepflanzten Pfirsichbäume, welche, wenn auch nicht so schnell als jene unten im Garten, doch nicht minder kräftig gedeihen. Wir haben jetzt die Kunde auf dem ganzen Eigentum unseres Buren gemacht und finden im kühlen Zimmer Zuflucht vor der Mittagshitze. Im Südwest türmen sich bereits drohende Wolken auf, die in wenigen Stunden unter leuchtenden Blitzen, krachenden Donnerschlägen und rauschenden Regengüssen der lechzenden Natur Kühlung und Erquickung spenden werden. Wir müssen notgedrungen warten bis die Elemente ausgetobt haben und können dann erst unsere Reise fortsetzen.

Es wird manchen Leser interessieren, noch einige Worte über das System zu hören, welches die Buren befolgen, wenn sie einen bisher noch unbewohnten Platz in Besitz nehmen. Sie wählen eine trockene, dem Fuhrwerk leicht zugängliche Stelle möglichst auf einem Hügel mit weiter Fernsicht und in nächster Nähe einer Quelle oder eines Flusses gelegen, wo sie den Ochsenwagen ausspannen und eins oder mehrere Zelte aufschlagen, in denen sie einstweilen wohnen, während die farbigen Dienstboten entweder unter dem Wagen schlafen oder aus Schilf und Nesten eine leichte Hütte erbauen. Den Lagerplatz umgiebt man dann mit einem Zaun von trockenen Dornbüschen, um das Vieh davon abzuhalten. In einer erst neuerdings offupierten Gegend halten sich gewöhnlich mehrere Familien anfänglich zusammen, damit sie sich bei etwaigen Ueberfällen durch Kaffern desto leichter verteidigen können. Bricht Krieg aus, so bezieht man ein

großes Lager, wo eine Wagenburg in Form eines Rechtecks errichtet wird, indem man jede Deichsel immer unter den nächstfolgenden Wagen schiebt, die Räder durch Ketten aneinander befestigt und den freien Raum unterhalb der Wagen mit Dornbüschen ausfüllt. Ein solches Lager ist den Kaffern gegenüber, die mit Feuerwaffen noch immer schlecht umzugehen wissen, ungemein widerstandsfähig, doch die Gefahr vor Kafferkriegen im Transvaal ist jetzt ziemlich geschwunden, da die Kaffern unter sich zu uneinig, zu wenig kriegerisch und durch den Fall Mapochs zu mutlos geworden sind; in früherer Zeit haben in manchen Distrikten wie Lydenburg, Waterberg u. s. w. die Buren einen großen Teil des Jahres mit ihren Familien in solchen Lagern zubringen müssen. Hat ein Bur seinen Platz bezogen, so denkt er zuerst daran für sein Vieh, wenigstens für die Milchkühe einen kleinen Kraal zu bauen. Er bricht Steine im Rand, fährt sie an Ort und Stelle, stapelt seine Kraalmauern an einer vor kalten Winden geschützten Stelle auf, oder wenn keine Bruchsteine zu haben sind wie stellenweise in den Baalfluß-Ebenen, so errichtet er einen Zaun aus starken Aesten, die mit rohen Riemen zusammen gebunden werden. Darauf reinigt er die vorhandenen Quellen und leitet sie in eine flache Grube, welche dem Vieh zur Tränkstätte dient, wenn kein Fluß- oder Pfannenwasser vorhanden ist. Wenn dann die Zeit zum Mais säen heranrückt, so wird der Acker umgepflügt, der möglichst so gelegen sein muß, daß man ihn vom Lager aus übersehen kann, damit das Vieh von demselben ferngehalten wird. Vor dem Säen pflügt man das urbar gemachte Land noch einmal und beginnt inzwischen damit, Backsteine zu

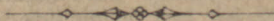
streichen oder wenn gute Bruchsteine vorhanden, solche zu lösen für den Hausbau, während andere das 4—5 Fuß hohe Tambuki-Gras in den Niederungen schneiden, welches zum Dach benutzt wird und passende Hölzer zu Sparren und Dachlatten schlagen. Ist die Regenzeit sehr nahe, so baut man auch wohl vorläufig von Rohr mit Lehm beworfen, ein sogenanntes Hartebeesthaus, welches fast ganz aus Gras besteht, seltener aus Grassoden ein „Rondavel“ in Form einer Kaffernhütte, aber mit höheren Mauern, die innen und außen mit Lehm oder Mörtel überzogen werden. Erst wenn ein Bur ein Wohnhaus, genügend Kraale für das Vieh gebaut und das trockene Maisland bestellt hat, denkt er daran, ein umfriedigtes Kornfeld nebst Garten und den nötigen Bewässerungswerken anzulegen, Dämme und Wagenhäuser zu bauen, Obstbäume und Pappelwäldchen zu pflanzen, Stücke Feld mittelst Steinmauern oder Draht einzufriedigen und ähnliche Arbeiten zu verrichten, welche den Wert seines Platzes und seinen Wohlstand vergrößern können. Um aber Mißverständnisse zu verhüten, muß hinzugefügt werden, daß viele Buren nur äußerst langsam mit ihren Arbeiten vorwärts rücken und auch bei weitem nicht alle Plätze schon so aussehen wie der beschriebene. Im allgemeinen kann man in Südafrika die Beobachtung machen, daß, je trauriger und verlassener die Gegend, desto träger und fauler der Mensch; je schöner und bewohnter die Gegend, um so fleißiger und betriebamer der Bewohner derselben ist.

Daß die südafrikanische Landwirtschaft noch viele schwache Seiten hat, ist nicht zu leugnen; ganz verkehrt wäre es aber, wenn ein fremder Landwirt

nach Transvaal kommen wollte, um sofort mit Neuerungen vorzugehen oder gar die heimische Weise des Betriebs ganz einzuführen; dem Irrtum würde er bald zahlreiche Verluste zu danken haben. Die Verhältnisse jenes Landes sind von den unsrigen so gründlich verschieden und erfordern ein so eingehendes Studium, daß ein Neuling in denselben immer erst die dort gebräuchliche Weise des Betriebs aus eigener Anschauung genau kennen lernen muß, um selber ohne bedeutende Verluste wirtschaften und arbeiten zu können. Das wird ihm dort von jedem verständigen Manne gesagt und kann ihm nicht genug eingeprägt werden, um ihn vor unnötigem Schaden zu bewahren. Erst wenn er genügende Erfahrungen gesammelt hat, können ihm dieselben als Basis dienen, zur erfolgreichen Verwendung seiner höheren Kenntnisse und wenn es dann seine Mittel erlauben, so darf er auch hier experimentieren, ohne dabei von den Buren ausgelacht zu werden. Dabei ist noch zu bemerken, daß jeder vorsichtig sein sollte, wenn er um Rat fragt, da es dort wie überall Leute genug giebt, welche die Unkenntnis des Fremden zu ihren eigenen Zwecken benutzen und ausbeuten.

Bereits gelegentlich der Betrachtungen über die Vegetation des Buschfeldes (Seite 7) haben wir darauf hingewiesen, daß in den Distrikten Marico, Rüstenburg und Pretoria, soweit dieselben nördlich von Magaliesberg im warmen Buschfelde gelegen und durch die Berge vor kalten Südwestwinden geschützt sind, tropische Erzeugnisse, wie Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo kräftig gedeihen, wie angestellte Versuche ergeben haben. Bereits jetzt gewinnen die dortigen Buren vielfach Kaffee genug

für ihren eigenen Bedarf, doch ein Anbau im großen ist noch nicht versucht worden. Die dort vorhandene zahlreiche farbige Bevölkerung dürfte die nötigen Plantagen-Arbeiter liefern und da dieselbe sich rasch vermehrt, so werden die ärmeren Kaffern schließlich genötigt sein, sich als Arbeiter zu verdingen und zwar für verhältnismäßig geringen Lohn, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, hauptsächlich wenn die Regierung des Landes durch entsprechende Gesetze darauf hinwirkt. Früher fanden die Kaffern lohnende Beschäftigung im Diamantfeld, wohin die jungen Leute in großen Zügen pilgerten, doch seitdem man in den Minen weiße und farbige Sträflinge arbeiten läßt, hat das aufgehört, und ganze Schwärme der Schwarzen mußten zurückkehren, ohne Arbeit gefunden zu haben. Die Erzeugnisse des Plantagenbaues würden im übrigen Südafrika ein lohnendes Absatzgebiet finden, wenn sie auch für die Verschiffung in andere Länder nicht in Frage kommen würden; doch ehe man nicht gute Straßen und Eisenbahn-Verbindungen im Transvaal hat, werden solche Unternehmungen wohl noch nicht zur Ausführung gelangen.



IV. Städte und Dörfer. Handel und Industrie.

Als Städte kann man nur zwei Orte im Transvaal bezeichnen: Potchefstroom und Pretoria; beide werden von den Buren auch noch jetzt „Dorp“ genannt. Potchefstroom (Potgieter=Chef=Stroom) wurde 1837 von dem Führer der Buren, Kommandant General Hendrik Potgieter am Mooisfluß (prächtiger Fluß) angelegt. Aus dem stets wasserreichen Flusse leitet man einen Kanal ab, aus dem 500 Grundstücke je 1000 Quadrat-Fuß groß wöchentlich drei Stunden lang mit Wasser berieselt werden können. Bald ließen sich hier englische Kaufleute nieder und ein ziemlich bedeutender Handel entwickelte sich; doch nach dem Aufblühen von Pretoria, dem Sitz der Regierung, ging der Ort beträchtlich zurück, so daß man jetzt viele verfallene Häuser findet. Die Einwohnerzahl wird auf 2000 geschätzt, meist Kaufleute, kleine Ackerbauer, Transportreiter (Fuhrleute), einige Handwerker und eine ziemliche Anzahl Farbige, welche dort im Gegensatz zu anderen Orten überall zwischen den Weißen wohnen. Höher am Flusse hinauf liegt eine kleine Vorstadt, in der sich mehrere Mühlen befinden, während man am gegenüberliegenden Ufer zwei große Ackerplätze sieht, auf denen Tabak- und Weizenbau in großem Maßstabe betrieben wird und von denen der eine, einem Engländer gehörig, ein wahrer Musterplatz ist. Die Stadt hat drei holländische, zwei englische und mehrere Missionskirchen, 21 große Warenmagazine, einige Rauch- und Schnupftabakfabriken, Gerbereien, eine Zeitungsdruckerei, zwei Apotheken, zwei Hotels und verschiedene Schnapsschänken. Während der englischen Okkupation existierten auch zwei Bank-

filialen, welche später wieder eingingen. Sollte einmal der Orange-Freistaat mit Transvaal vereinigt werden, so ist kein Ort für den Regierungssitz besser gelegen als Potchefstroom, da es gleichsam das Zentrum der beiden Republiken bildet.

Wenn nach langer Dürre das Feld gelb und die Randle braunrot sich färben, dann zeigt Potchefstroom das Ansehen einer üppig grünen Oase. Hohe Trauerweiden, Blaugummi-, Walnuß- und mächtige Birnbäume zieren die von Quitten-, Feigen-, Granaten- u. Rosenhecken umrahmten Gärten und Acker, muntere Bächlein rauschen an den Seiten der von hohem Graße bestandenen Nebenstraßen und langschwänzige Kasserfinken, die Plage der Kornfelder, schwingen sich in den Nestern der Bäume.

Am besten kommen hier Leute vorwärts, die neben dem Handwerk auch etwas Ackerbau treiben. So zog vor etwa acht Jahren ein deutscher Maurer aus dem Freistaat hierher. Er besaß neben fünf bis sechs Milchkühen und einem Reisewagen nichts als seine Familie. Den Wagen vertauschte er für ein Grundstück, die Kühe starben fast alle an der Lungenseuche; doch jetzt besitzt er mehrere Stücke Land, ein gutes Wohnhaus und ein Spann von 16 jungen Ochsen und, wenn die Zeiten nicht schlechter werden, kann er bald zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangen. Ein deutscher Schneider ließ sich nieder und konnte trotz der allgemeinen Kalamität soviel ersparen, daß er nach Verlauf von einem Jahre ein Grundstück erwerben konnte. Da aber Potchefstroom zu weit im Innern gelegen, die Reise über Land zu teuer und die Verhältnisse dort im übrigen nicht gerade verlockend

sind, so ist zu einer Auswanderung dorthin gerade nicht zu raten.

Pretoria, der Sitz der Regierung, am Apiesflusse gelegen und nach dem bekannteren Führer der Buren, Kommandant General Andries Pretorius, benannt, war noch vor etwa zehn Jahren ein wenig bewohntes Dorf. Jetzt zählt es 3—4000 Einwohner, hat stattliche Gebäude und Villen und eine größere holländische Kirche mit Turm, was in jenem Lande eine Seltenheit ist. Die Lage ist prächtig in einer schmalen Ebene zwischen den Vorbergen von Magaliesberg. Hohe Blaugummibäume erheben sich aus dem grünen Laubwerk der Fruchtbäume und der Rosenhecken. Die Grundstücke werden auch dort aus mehreren großen Quellen mit Wasser versehen. In den Straßen zeigt sich meist ein geschäftiges Leben. Die schwerfälligen Ochsenwagen ziehen oft in langen Zügen durch die Stadt; eine buntpfarbige Menge von schwarzen Sulus, braunen Betschuanen und Basutos, gelben Hottentotten und Mischlingen, Kulis (Indier), Buren und Europäer bewegt sich hin und her. Die Geschäfte gehen aber auch dort gegenwärtig schlecht; es ist kein Geld im Lande, hört man überall sagen, und keine Aussicht zur Besserung. Hier überwiegen im Gegensatz zu Potchefstroom die Europäer, namentlich die Engländer, auch Handwerker können hier besser bestehen. Der Handel geschieht meist mit Natal, weniger mit Delagoabai und Kimberley, doch dürfte jetzt, da die Kapische Eisenbahn bis Kimberley vollendet ist, der Verkehr mit letzterem Orte gestiegen sein. Der Post- und Personenverkehr mit Kapstadt und Europa geht ausschließlich über Kimberley; Briefe von Deutschland gelangen in 24—30 Tagen

nach Pretoria. Man hat schon öfters wegen des Baues einer Bahn von Delagoabai nach Pretoria verhandelt, doch wird wohl wenigstens die Strecke auf Transvaalgebiet wegen Geldmangels fürs erste noch nicht in Angriff genommen. Mit dem Bau der Strecke durch das portugiesische Gebiet hat man eine englische Gesellschaft betraut, welche die Arbeit wohl schon in Angriff genommen hat.

Die Dörfer im Lande, 18—20 an der Zahl, bestehen gewöhnlich aus einer in einfachster Bauart aufgeführten Kirche, einem Landdrostkantor verbunden mit Postbureau, dem Predigerhause, einigen „Winkels“ oder „Stores“ (Warenhäuser) und einigen meist von ärmeren Buren oder Handwerkern bewohnten Häuschen. Etwas abseits davon liegen die Kaffernhütten neben dem Schulplatze, auf dem sich die Missionskirche und die Wohnung des Missionars befindet. Auch auf dem Lande haben die Buren ihre Häuser vielfach so nahe zusammen gebaut, wie z. B. in Wunderfontein und Hartebeestfontein, daß man solche Ansiedelungen auch recht wohl als Dörfer bezeichnen könnte, wenn sie dort zu Lande auch nicht so genannt werden.

Der Handel des Landes liegt, wie überhaupt der Handel von ganz Süd-Afrika, in englischen Händen. Obwohl mindestens ein Fünftel der Bewohner Süd-Afrikas Deutsche, resp. von deutscher Abkunft sind, so beläuft sich doch der Anteil, den Deutschland an dem 300 Millionen Mark betragenden Handel Süd-Afrikas hat, auf kaum ein Zwanzigstel. Die Produkte, welche aus Transvaal über Durban (Natal) und Kimberley nach Europa ausgeführt werden, sind Wolle, Angorahaar, Häute und Felle, Gold und in geringen Mengen auch Silber und

Blei. Leider fehlen über die Menge der Ausfuhr jegliche zuverlässige statistische Erhebungen und die vorhandenen Schätzungen erweisen sich oft als trügerisch. Ferner wird nach dem Freistaat, dem Diamantfeld und Betschuanaland Weizen, Hafer in Garben und ausgedroschen, Kafferkorn, Mais, Tabak in Rollen und geschnitten, getrocknetes und frisches Obst, Drangen, haltbares Gemüse, Butter, Biltong (getrocknetes Ochsenfleisch) und andere Lebensmittel exportiert. Die englische Betschuanaland-Expedition unter General Warren bezog im vorigen Jahre fast ihren ganzen Bedarf an Feldfrüchten aus Transvaal. Dadurch kam wieder etwas baares Geld ins Land, doch war es bei dem herrschenden Geldmangel verschwindend wenig. Für die Produkte, welche man nach dem Freistaat exportiert, wird gewöhnlich Vieh eingetauscht und für die nach dem Diamantfeld gelieferten, europäische Importartikel, so daß der Handel sich nur zu einem geringen Teile in baarem Gelde vollzieht, welches in den letzten Jahren in Süd-Afrika nicht mehr wie früher im Ueberfluß vorhanden war. Leider ist die Kapische Regierung bemüht, der Konkurrenz, welche den Produzenten des Kaplandes von Transvaal aus gemacht wird, durch Eingangszölle zu begegnen; so wird jetzt von Transvaal'schem Korn ein Zoll von $7\frac{1}{2}$ Mark auf 200 Pfund und von Tabak ein solcher von 1 Mark vom Pfund erhoben und einem Bur, der eine Partie Tabak in Dutoitspan auf den Markt brachte und diese Verordnung nicht kannte oder nicht kennen wollte und seine Ware für 1 Schilling, 1 Pens verkaufte, geschah es, daß er sich mit den Pens begnügen mußte, während die Zollbeamten die Schillings einzogen. Die Transvaaler haben aber

diese Maßnahmen der Kap-Regierung selber verursacht, indem sie für die Rum- und Branntweinfabrikation ein Monopol einführten, durch welches für jene Artikel, die man bisher aus dem Kaplande importiert hatte, ein Eingangszoll bedingt wurde. Die Landwirtschaft im Transvaal wird natürlich dadurch schwer geschädigt und es ist nur zu wünschen, daß unter den südafrikanischen Regierungen ein Abkommen dahin erzielt wird, solche Zölle in Zukunft wegfällen zu lassen.

Wenn im Freistaat die Ernten schlecht ausfallen, wie das in den letzten Jahren wegen der spärlichen und späten Regen mehrfach geschah, so bietet derselbe für Transvaalschen Weizen und Mais immer ein ziemliches Absatzgebiet, denn der australische Weizen, den man in letzterer Zeit dort einzuführen versuchte, kann nicht gut unter 28 Mark den Muid nach Bloemfontein geliefert werden. Immerhin wäre es aber vorteilhaft, wenn im Transvaal selbst ein guter Markt geschaffen würde, indem man gute Straßen nach den Goldfeldern von Lydenburg und Swasiland baute, denn diese Absatzorte, deren Bevölkerung sich fortwährend mehrt, sind vom Transvaal aus noch wenig oder schlecht zugänglich; dann würden sich mindestens die Transportkosten bedeutend vermindern. Die Transvaaler sind durch die enormen Preise, welche sie während der Glanzperiode der Diamantfelder für ihre Produkte erzielten, zu sehr verwöhnt worden; wenn sie erst gezwungen sind, billiger zu arbeiten, dann wird Transvaalsches Korn überall in den viehzuchtreibenden Gebieten Süd-Afrikas selbst bis tief in die Kapkolonie hinein Eingang finden; doch um das zu ermöglichen, müssen erst Eisen-

bahnen und Straßen gebaut und mehr Land unter Kultur gebracht werden.

Transvaal-Tabak erfreut sich, wie erwähnt, eines guten Rufes und bildet bereits einen bedeutenden Handelsartikel, der am Produktionsorte ziemlich billig ist; Tabak in Rollen wird auf dem Markt in Potchefstroom zuweilen für zwei Pens (17 Pfennige) das Pfund verkauft und wenn erst die Bahnverbindung mit Delagoabai hergestellt ist, so dürfte dieser Artikel auch wohl auf den europäischen Markt gelangen. Wenn das Obst reif ist, um die Weihnachtszeit, verlassen Wagen auf Wagen Potchefstroom mit Äpfeln, Birnen und Pflirschen und im Februar und März mit Orangen von Magaliesberg, welche im Diamantfelde verkauft oder in dem Orange-Freistaat gegen Schlachtvieh verhandelt werden. Auf solche Weise geschieht viel Handel in baar und Tausch ohne Vermittelung von Kaufleuten durch die größeren Produzenten unter den Buren selbst, welche sich nach Kräften von den auswärtigen Marktpreisen unterrichtet halten und eigene Transportmittel besitzen. Auch Soda und Kochsalz aus den Salzpflanzen bei Bloemhof, Lichtenburg und Pretoria werden in großen Mengen im Lande selbst, wie nach dem Freistaat und Diamantfeld verhandelt. Handel und Ausfuhr von Brennholz geschieht meistens durch die Kaufleute in Christiana am Baalfluß, welcher Ort vor nicht langer Zeit noch keine zehn Häuser zählte, jetzt aber das ältere Bloemhof zu überflügeln beginnt. Aermere Buren, die meist bei dem nächsten Winkelier im Dorfe oder auf dem Lande, wo es vielfach auch an den großen Verkehrswegen Magazine giebt, in Schulden stecken, sind natürlich genötigt, mit diesen

zu handeln, wobei sie meistens für den halben Betrag Importartikel in Zahlung nehmen müssen, während die andere Hälfte baar gezahlt wird, soweit sie nicht durch die bereits kontrahierte Schuld gedeckt wird. Für Produkte, wie getrocknete Früchte und dergleichen, welche lange auf Lager gehalten werden müssen, bis sich eine Wagenladung angesammelt hat, werden nur Waren gegeben.

In den „Winkels“ findet man alle Lebensbedürfnisse, welche das Land selbst nicht erzeugt, wie fertige Kleidungsstücke, Decken, baumwollene und wollene Stoffe, Kochgeschirr, Blechwaren, Glas-, Porzellan- und Steingutwaren, amerikanische Werkzeuge, Pflüge, Zucker und Kaffee, englische Konserven u. s. w. Der Import geschieht meist über Durban und Maritzburg, doch beziehen die meisten kleineren Geschäfte ihre Waren von den größeren Häusern in Potchefstroom und Pretoria und werden von letzteren unterstützt. Ein Transportwagen läuft von Maritzburg bis Potchefstroom oder Pretoria über Harrysmith 18—25 Tage, doch kann diese Zeit durch grundlose Wege, unpassierbare Flüsse oder Trockenheit und dadurch verursachte Magerkeit der Ochsen auf vier bis fünf Wochen und länger ausgedehnt werden. Bei der Uebersteigung von Draakensberg (De Beers Pass) verliert man gewöhnlich einige Ochsen. Dagegen wird die ebene nur stellenweise sehr sandige Straße von Kimberley nach Potchefstroom in 10—14 Tagen und bis Pretoria in 15—20 Tagen durch Transportwagen zurückgelegt. Die Transportkosten betragen im vorigen Jahre von Natal nach Potchefstroom oder Pretoria 9—10 Mark für 100 Pfund, welcher Satz gegenwärtig vielleicht noch mehr gefallen ist. Der Handel

mit den Raffern im Buschfelde und weiter nach dem Innern hinein, bei dem bunte Decken und Glasperlen eine große Rolle spielen und der, wenn umsichtig betrieben, keine schlechten Prozente abwirft, vollzieht sich meist über Pretoria, weniger über Putschessiroom und Lydenburg, doch ist er bei weitem geringer, als derjenige, der über Kimberley und Schoschong geführt wird.

Kaufleute mit ungenügenden Mitteln, die keine geriebenen Spekulanten sind, haben auch im Transvaal wenig Aussicht, um schnell zu prosperieren. Am weitesten bringen es hier, wie überall, die Juden, die es dem Buren bald abgelaußt haben, auf welche Weise er sich am leichtesten „vernüden“ läßt; viele werden in wenig Jahren reich, doch finden sich ausnahmsweise auch unter ihnen rechtliche Leute. Sie beginnen meistens damit, einen Ochsenwagen zu kaufen, mit Waren zu beladen und dieselben auf den Bauernplätzen zu verhandeln oder in einer Kapfarre mit unechten Juwelen und vergoldeten Uhren herumzufahren, für welche früher haarsträubende Preise gezahlt wurden, bis die Buren endlich ebenso klug wurden, wie andere Leute. Ein Kaufmann, der sich im Transvaal niederlassen will, um Geschäfte zu betreiben, muß erst an Ort und Stelle, mindestens ein Jahr oder sechs Monate lang, Sprachen und Verhältnisse gründlich kennen lernen, doch wird ihm selten eine Gelegenheit geboten werden, um als Volontär in ein Geschäft einzutreten. Diese erste Zeit wird ihm allerdings teuer zu stehen kommen, denn das Leben in den Städten und Dörfern ist keineswegs billig. Immerhin müßte man 10 Pfd. St. = 200 Mark für Wohnung, Beköstigung und sonstige Ausgaben monatlich rechnen

und dabei noch auf die meisten Genüsse, die man in Europa haben kann, verzichten. Wenn es auch an Umgang mit Gebildeten in den meisten Orten nicht fehlt, so sind die Verhältnisse doch für den Europäer, namentlich den Großstädter, wenig anziehend und das Äquivalent, das den Entbehrungen durch das herrliche Klima, die freie frische Luft und ein gelegentliches Jagdvergnügen geboten wird, darf nicht zu hoch angeschlagen werden. Hat aber ein wirklich umsichtiger und energischer junger Kaufmann sich erst in die Verhältnisse hineingelebt und er besitzt das nötige Vermögen, so wird er im Transvaal, wenn zuerst auch langsam, doch sicher und stetig vorwärts kommen und an dem Aufschwung des ganzen Landes aktiv und passiv teilnehmen. Für Handlungsdiener oder Kaufleute, die erst ein Vermögen erwerben wollen, ist Transvaal jedoch kein Land; sie werden meistens schon von Glück zu jagen haben, wenn sie eine Stelle als Schulmeister bei einem Buren erhalten.

Die Buren sind in den letzten Jahren bemüht gewesen, mit ihrem Kapital durch Errichtung von Handelsgesellschaften an dem Importhandel teilzunehmen. So entstand zu Potchefstroom der „Allgemeine Buren-Winkel“ und zu Pretoria die „Rationale Buren-Handelsvereinigung,“ welche letztere in vielen Dörfern Filialen besitzt; doch fällt es diesen Gesellschaften schwer, gegen die Konkurrenz der großen englischen Firmen des Landes erfolgreich anzuarbeiten. In letzterer Zeit sind auch indische Händler, hier schlechtweg Kulis genannt, nach Transvaal gekommen und haben die Preise bedenklich herabgedrückt. Sie besaßen in Potchefstroom einen, in Pretoria mehrere große Läden in der Haupt-

straße, doch ist durch Volksraadsbeschluss eine Verordnung erlassen, nach welcher die Kulis als Farbige anzusehen wären und als solche ihre Niederlassung in den Ortschaften der Weißen nicht geduldet werden könne. Sie müssen sich deshalb außerhalb der Stadt anbauen, wo ihre Konkurrenz weniger ins Gewicht fallen wird.

Sehr erschwerend wirkt auf Handel und Ackerbau des Landes der Mangel von Banken. Die Standard Bank of South Africa besitzt allerdings eine Filiale in Pretoria, doch gewährt dieselbe keinen Kredit. Da die Buren selber aus Unvermögen und auch aus Vertrauenslosigkeit niemals eine Nationale Bank zu bilden vermögen, so war die letzte Transvaal-Deputation auch mit der Mission betraut, in Europa zwecks Errichtung einer Bank für Transvaal mit finanziellen Kreisen in Verbindung zu treten; leider ist aber kein Resultat erzielt worden, da man jedenfalls in den betreffenden Kreisen kein hinreichendes Vertrauen zu der Regierung hatte. Seltamerweise finden sich unter den Buren viele Gegner des Projekts einer Bank, und ein sehr verständiger Mann unter ihnen gab sein Urtheil dahin ab, daß seine Landsleute nicht mit geliehenem Gelde zu wirtschaften verständen, indem sie nie auf Rückzahlung dächten und also durch Banken ihre Verlegenheiten nur noch vermehrt werden müßten. Der Genannte, ein wohlhabender Mann, half selber, wenn er konnte, denjenigen seiner Nachbarn, die sein Vertrauen besaßen, gegen mäßige Zinsen aus augenblicklichen Kalamitäten heraus, was gewiß nur von wenigen Afrikanern gesagt werden kann; denn von einigen Buren alten Stils wird erzählt, daß sie ganze Kisten

voll Souvereiñs besäßen, welche nie geöffnet würden, um etwas herauszunehmen.

Obwohl Transvaal in kommerzieller Hinsicht ganz von England abhängig ist, so scheint sich die Industrie des Landes in den letzten Jahren besser zu entwickeln als in den englischen Kolonien Süd-Afrikas, wo die Großindustriellen des Mutterlandes mehr Macht besitzen, um jede dort aufkommende Konkurrenz womöglich im Keime ersticken zu können. Die Regierung ist bestrebt, die Industrie nach Kräften zu heben, wozu sie allein schon durch die schlechte finanzielle Lage des Landes getrieben wird. Ob sie aber durch Erteilung von Monopolen an die Unternehmer den rechten Weg eingeschlagen hat, ist noch fraglich. In dem ziemlich bedeutenden Etablissement „Eerste Fabriken“ nahe bei Pretoria hat man eine Pulverfabrik errichtet und die Regierung ist verpflichtet, derselben jährlich, wenn wir nicht irren, 10000 Pfund Pulver abzunehmen. Da aber das Wild so sehr vermindert ist, so wird wenig Pulver verbraucht; man hat jetzt große Vorräte davon, in denen ein totes Kapital steckt. Rum und Branntwein wird dort auch fabriziert, aber die Händler, welche diese Erzeugnisse gern in Mißkredit bringen möchten, weil sie nicht mehr wie früher bei dem „Cape Smoke“ verdienen, verunreinigen und vergiften sie so sehr mittelst Tabak und anderen Sachen, daß sie wenig geschätzt werden. Verschiedene andere Monopole für Lederbereitung u. s. w. sind ebenfalls vergeben worden; ein Deutscher erlangte ein Monopol für die Bereitung ätherischer Oele.

Die Hausindustrie steht bei den Buren in ziemlich hoher Blüte, weshalb auch ein Handwerker

mit mittelmäßigen Kenntnissen ihnen kaum imponieren kann. Die meisten Buren sind geschickt in Maurer-, Zimmer-, Dachdecker-, Stellmacher- und Schmiede-Arbeiten. Desters sieht man auf Burenplätzen selbst gebaute kleine Wassermühlen. Einige wissen mit Hilfe von roh gearbeiteten Drehbänken aus einer weichen, bunten Gesteinsart sauber polierte Pfeifen, Eierbecher und dergleichen herzustellen, während andere Felle gerben und Feldschuhe machen. Die Frauen kochen Seife, gießen Talglichter, wissen gutes Brot und feine Kuchen zu backen und sind keine schlechten Köchinnen, doch sind sie in anderen Dingen sehr zurückgegangen, da sie keine Wolle zu spinnen und keine Strümpfe zu stricken verstehen.

Die Geschicklichkeit der Buren in Händearbeit ist unverkennbar und da sie sich so rasch vermehren, daß das Land des fortwährenden Weiterziehens ungeachtet sich dichter und dichter bevölkert, so wird ohne Zweifel mit der Zeit ein Burenproletariat entstehen, wenn man nicht bei Zeiten daran denkt, diese Geschicklichkeit, welche den Kaffern natürlich abgeht, dienstbar zu machen zur Hebung des Wohlstandes im Lande.

Vor allem sollte die Hebung der Tabak-Industrie ins Auge gefaßt werden. Der Tabak ist, wie schon erwähnt, in großen Quantitäten gekauft, billig, und wenn man sich an solche Pflanzler hält, deren Produkt einen guten Ruf hat, so ist man vor Schaden im Ankauf ziemlich sicher. Ein Zigarrenfabrikant braucht keine vielen Arbeiter aus Europa mitzubringen, sondern könnte Söhne ärmerer Buren in die Lehre nehmen, die er z. B. in Potchefstroom genug erhalten würde. Er muß aber in der Auswahl sehr vorsichtig sein und mit jedem einzelnen

resp. den Eltern einen notariell beglaubigten Kontrakt auf mehrere Jahre abschließen, denn sonst laufen die Schlingel ihm nach einigen Wochen fort und beginnen die Arbeit für eigene Rechnung. Der Lohn eines gewandten Arbeiters könnte auf 4—5 Mark festgesetzt werden, solange die Zeiten sich nicht bessern. Zur Anlage eines kleinen Betriebes inkl. Reisekosten würde ein Vermögen von 6—10000 Mark hinreichend sein. Als Betriebsorte sind Pretoria und Potchefstroom zu empfehlen, letzteres um so mehr, als das Leben und die Grundstücke dort billiger sind und die nähere Lage zum Diamantfeld für den Export vorteilhafter ist. Es haben sich bereits mehrfach Leute in Potchefstroom auf die Zigarrenfabrikation geworfen, doch einmal verstanden sie das Geschäft nicht, ein andermal hatten sie nicht die nötigen Mittel und mußten es bald aufgeben. Wenn ein Betrieb in größerem Maßstabe eingeführt wird, so würden die Fabrikanten bald in Natal, Kimberley und Kapstadt reichen Absatz finden für gute Waren und der Marktpreis wird selbst bei großer Produktion eine Höhe von 25 Pfennig für eine gute Zigarre wohl auf lange Zeit behaupten können.

Auch die Gerberei ist im Transvaal ein lohnender Industriezweig und für Leder erzielt man im Diamantfeld gute Preise, doch muß man den Transport und Verkauf möglichst selbst besorgen. Die Fabrikation von Lederwaren ist leider durch Monopol dem Wettbewerb entzogen. Für die Wollindustrie bietet sich ein großes Unternehmungsfeld im Lande dar, doch dürften die Industriellen harte Kämpfe mit den großen Importeuren zu bestehen haben, ehe die zu schaffende Umwälzung eine durchschlagende

wird. Die Einführung der Wollindustrie sowohl durch Fabriken als auch häuslichen Betrieb ist schon vielfach in den Zeitungen und vom Publikum diskutiert worden, wenn aber nicht Kapitalisten die Sache in die Hand nehmen, so wird es auch wohl noch lange beim alten bleiben.

Transvaal ist in vieler Hinsicht noch wenig entwickelt, in manchen Dingen noch weit zurückgeblieben; daran waren bisher die vielen Unruhen und Kriege schuld, in denen das Land beständig verwickelt war. Jetzt ist aber Ruhe eingetreten, die Kaffern sind unterworfen und England hat Respekt vor den Buren bekommen; die Folge davon ist, daß die Regierung bereits lebhaft für die Hebung der natürlichen Hilfsmittel des Landes thätig ist und den Handel durch Verträge mit anderen Mächten möglichst vorteilhaft zu gestalten sucht. Jetzt ist es noch Zeit für deutsches Kapital, hier vorzugehen, denn das Land ist zu reich, um nicht, wenn die jetzigen Geldkalamitäten überstanden, mit raschen Schritten vorwärts zu rücken. Möchten doch die deutschen Kapitalisten das wohl erwägen und sich nicht durch fremde Spekulanten auch in diesen Gebieten zuvorkommen lassen.

Wir wollen keineswegs bestreiten, daß Süd-Brasilien, auf welches jetzt aller Augen in Deutschland gerichtet sind, für deutsche Ansiedlungen nicht die Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung in erhöhterem Maße bietet als andere Länder. Keineswegs ist aber Süd-Brasilien das einzige Land, in welchem Deutsche unter Wahrung des deutschen Volkscharakters vorwärts kommen können. Wenn wir nun auch andere Länder für kolonialisatorische Bestrebungen ins Auge fassen, so ist damit noch

nicht gesagt, daß wir unsere kolonifatorischen Kräfte zersplittern, was ja durchaus nicht wünschenswert wäre. Ein Blick auf England, das ein bedeutendes Kontingent zur Bevölkerung von Nord-Amerika und Australien stellte und außerdem noch Tausende an Indien und andere Länder abgab, zeigt uns am besten, daß ein Land, welches fortdauernd einen bedeutenden Bevölkerungsüberschuß überseeisch absetzt, sehr wohl an verschiedenen Stellen zugleich Ackerbau-Kolonien schaffen und unterhalten kann, ohne eine Zersplitterung seiner Kräfte befürchten zu müssen, ja daß es sogar diesen weit verstreuten Kolonien zum großen Teil die Entfaltung seines Welthandels und die Kräftigung der heimischen Industrie zu danken hat. England kann uns in vielen Stücken zum Muster dienen, wenn wir auch für seine Fehler und Mißgriffe die Augen offen behalten müssen.



V. Die Regierung des Landes. Die Rechtspflege.

Nach dem Vertrage von Pretoria (1881) verblieb Transvaal, wie bemerkt, noch unter der Oberhoheit der Königin von England, welche das Recht behielt, Truppen für Kriegszwecke durch das Land zu führen, einen Residenten in Pretoria zum Schutze der Eingeborenen zu ernennen und durch deren Vertreter allein Unterhandlungen mit dem Auslande geführt werden durften. Der Staat übernahm eine Schuld von 425 893 Pfd. St., also etwa $8\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Durch den Vertrag von London (1884) wurde dieses Abkommen wesentlich geändert. Der Staat erhielt den Namen Südafrikanische Republik, mit dessen Zulassung England seine Pläne für eine Südafrikanische Union aufgab. Die Hälfte der Schuld wurde erlassen und der Resident aus Pretoria zurückgezogen. Der Staat erhielt völlige Freiheit selber mit dem Auslande zu unterhandeln, doch wurde ihm die Vermittelung der englischen Vertreter empfohlen und die abzuschließenden Verträge bedürfen der Billigung Englands. Die Bestimmung in betreff des Truppendurchzugs wurde beibehalten.

Die Regierung des Landes war ursprünglich eine sehr einfache und ist es in vieler Hinsicht auch noch. An der Spitze der Republik steht ein auf fünf Jahre gewählter Präsident, gegenwärtig Paul Krüger; ihm zur Seite ein Ministerium (uitvoerende raad) von drei Mitgliedern. Die gesetzgebende Körperschaft ist der Volksraad mit etwa 48 Mitgliedern, welcher meistens im August auf einige Monate zusammentritt. Da die Großgrundbesitzer im Lande von großem Einfluß sind, so werden meistens nur Leute aus deren Mitte gewählt, woraus

für die ärmeren Klassen viel Nachteile entstehen. Ausländer sind nur zwei oder drei im Volksraad, darunter ein Deutscher. Die Farbigen haben keine Stimmen in Regierungssachen.

Die Einnahmen des Landes bestehen in Grundsteuer, Wegegeld, Hüttentaxe (10 Schilling jährlich für jede Kafferhütte) und Lizenzen von Gewerbetreibenden, Ärzten, Hotels, Kantinen u. s. w. Sie reichen leider nicht hin, um die Ausgaben zu decken, welche besonders durch die Zinsen der Staatsschuld und die hohen Gehalte der Beamten sehr erschwert werden.

An der Spitze eines jeden der etwa 15 Distrikte steht ein Landdrost, der Distriktverwalter, Amtsrichter und Steuereinnehmer zu gleicher Zeit ist. Ihm zur Seite steht der Landdrostklerk, der ihn während seiner Abwesenheit zu vertreten hat und zuweilen auch Postmeister ist. Jeder Distrikt ist in mehrere Wyken eingeteilt, deren jede ein Mitglied in den Volksraad wählt und durch einen Feldkornet verwaltet wird. Der Feldkornet hat Streitigkeiten zu schlichten, übt die Polizeigewalt aus, hebt im Kriegsfall Mannschaften aus und führt sie selber ins Feld. Mehrere Feldkornetschaften sind einem Fochtgeneral unterstellt und diese gehorchen dem Kommandant-General, gegenwärtig Piet Zoubert, der auch unter den Ausländern und in England geachtet ist und das Haupt einer großen Partei bildet. Alle diese Ämter werden durch Wahl von den Bürgern besetzt. Dem Bürgeraufgebot unterliegen alle Männer im Alter von 16—60 Jahren mit Ausnahme derjenigen, welche irgend ein bürgerliches Amt bekleiden, wozu auch Kirchenvorsteher, Schulmeister und Klerks gerechnet werden. Jeder Neuankommene kann nach Verlauf einer kurzen

Frist kommandiert werden. Stellvertreter sind erlaubt; man zahlte im Mapochkriege anfänglich 50, dann 25 Pfd. St. für drei Monate, also eine ziemliche Summe. Die Disziplin ist im Felde sehr lose; der Feldkornet kommandiert, aber der getreue Bürger bedenkt sich erst, ob er sein Leben nicht auch unnötig der Gefahr aussetzt, wenn er gehorcht. Jeder Bur ist sein eigener General und nur wenn er seinen Vorteil sieht oder gezwungen ist, bricht er hinter den schützenden Klippen hervor und stellt sich den Kugeln oder Assagaien bloß. In den letzten Jahren hat man in Pretoria eine kleine stehende Truppe errichtet, in welcher sich viele Deutsche befinden. Der Kommandeur derselben ist ebenfalls ein Deutscher, natürlich gedienter Soldat.

Wie bereits erwähnt, ruht die Rechtspflege für kleinere Vergehen in den Händen des Landdrosts. Wenn es sich um größere Verbrechen handelt, so nimmt derselbe nur eine vorläufige Untersuchung vor und der Fall kommt zur Verhandlung bei den nächsten Sitzungen des rondgaanden gerechtshofs (circuit court), die gewöhnlich alle sechs Monate in den Distrikt-Hauptorten stattfinden. Diese Sitzungen werden durch einen juristisch gebildeten Richter präsidirt und das Urteil wird durch Geschworene gesprochen. Daß es dabei noch manchmal etwas bunt zugeht, kann man in einem so jungen Lande wohl nicht anders erwarten; so toll, wie zuweilen in Amerika, treibt man es aber dort nicht. Zudem findet die Art der Gesetzanwendung doch heftige Gegner, zumal bei Europäern, welche nicht einsehen können, weshalb man gegen Buren gelinder verfährt als gegen Ausländer. Zur Illustration mögen folgende Fälle dienen, die ich wiedergebe,

wie sie mir von einem Landsmanne mitgeteilt wurden, welcher den betreffenden Sitzungen als Geschworener beigewohnt hatte.

Ein englischer Handwerker hatte bei einem Buren eine Arbeit beendigt. Man einigte sich dahin, daß er für dieselbe ein Pferd als Zahlung nehmen sollte und da der Bur keine überzähligen Pferde hatte, ritten sie zu einem in der Nähe wohnenden Deutschen hinüber, der ein Pferd zu verkaufen hatte. Der Engländer wählte einen Gaul und wollte einen Proberitt machen, er ritt aber weiter und weiter und kam nicht zurück. Man verfolgte und verhaftete ihn und er wurde wegen Pferdediebstahl angeklagt und verurteilt, obwohl ihm das Pferd rechtlich für seine Arbeit zustand, wenn auch noch kein Abkommen deswegen getroffen war. Er wurde mit der vollsten Strenge des Gesetzes bestraft, nämlich zu 5 Jahren schwerer Arbeit.

Ein Bur stahl in der Nacht vor seiner Heimreise vom Abendmahl einen Pflug, der unter der Veranda eines Stores stand und nahm ihn mit nach seinem Platz. Er erhielt dafür eine Strafe von nur einem Monat schwerer Arbeit.

Eine Kapische Wagenfabrik sandte einen Vertreter nach Transvaal, um rückständige Gelder einzuziehen. Er kam zu einem Buren, namens Van Zyl, und präsentierte demselben einen Wechsel im Betrage von etwa 500 Pfd. St. Der Bur erkannte die Forderung an und sagte, daß er leider nicht im Augenblick soviel baares Geld im Hause habe, doch wolle er sich so einrichten, daß bei der Rückreise des Agenten nach dem Kap die Rechnung beglichen werden könne. Es war Nachmittag und ein Unwetter stieg auf, so daß der Kapenaar seine

Reise nicht mehr fortsetzen konnte. Man bereitete ihm ein Unterkommen in einem Nebenhäuschen, während sein Reisekoffer der Sicherheit wegen im Hauptgebäude verblieb. Am nächsten Morgen fuhr der Agent in der Frühe zu einem andern Buren, von dem er auch eine Forderung einzuziehen hatte. Derselbe beklagte sich über die Zinsen, welche ihm berechnet waren, worauf der Agent erwiderte, daß das Usance sei und um es ihm zu beweisen, schloß er seinen Koffer auf, um ihm Van Zyls Wechsel zu zeigen, dem dieselben Zinsen berechnet waren. Er suchte lange vergebens und fand endlich zu seinem Schreck, daß genannter Wechsel verschwunden. Der Bur bemerkte seinen Schrecken, ließ sich die näheren Umstände erzählen und riet dem Kapenaar sofort nach dem Dorfe Christiana zu fahren und sich mit dem Landdrost in Verbindung zu setzen. Der Landdrost hörte den Fall an und gab dem Agenten eine im Orte bekannte Person mit, um Van Zyl zur Rede zu stellen, da es doch nicht anders sein konnte, daß letzterer während der Nacht den Koffer mit einem Schlüssel geöffnet und das Dokument entwendet hatte. Van Zyl zeigte sich erstaunt, daß der Agent bereits wieder erschien und behauptete, als er wegen des Wechsels befragt wurde, daß er denselben doch mit baarem Gelde eingelöst hätte. Der Fall kam zu Pottschessroom vor dem rundgehenden Gerichtshof zur Verhandlung. Gegen Van Zyl sprach der Bur, welcher den Schrecken des Agenten beobachtet hatte, sowie der Umstand, daß ein von Van Zyl als Sicherheit gegebenes Dokument noch im Besitze des Agenten war. Für ihn zeugte ein Engländer, der auf Van Zyls Platte Handel trieb und demselben eine Summe Geldes

zu der in Frage stehenden Zahlung geliehen haben wollte; er hätte ihm das Geld ins Haus gebracht, dort einen Haufen Gold auf dem Tische liegen sehen, aber ob noch mehr Personen im Zimmer anwesend gewesen, hätte er der Dunkelheit wegen nicht erkennen können. Die Geschworenen sprachen Van Zyl schuldig, nachdem sie sich lange alle gegen einen herungestritten hatten; dieser eine bat schließlich noch um Gnade für den Schuldigen. Van Zyl wurde zu 12 Monat schwerer Arbeit verurteilt. Er wird sich freuen können, daß er so barmherzige Richter hatte.

Auch das Gefängniswesen und die Art, wie die Strafen vollzogen werden, läßt noch manches zu wünschen übrig. In vielen Distrikts-Ortschaften giebt es noch nicht einmal sichere Gebäude, um die Gefangenen unterzubringen. So geschah es noch 1884 in Standarton, wo das Gefängnislokal von dem Landdrostkontor nur durch eine dünne Mauer geschieden war, daß ein Kaffer, der wegen Ermordung eines Kaffermädchens in Haft gehalten wurde, mit einem Messer, das er sich verschafft hatte, in diese Mauer hinein ein großes Loch arbeitete und dem Wärter, der am frühen Sonntagmorgen zu öffnen kam, mit der Waffe entgegensprang. Der Wärter ergriff die Flucht, um Hilfe zu holen und der Kaffer kroch durch das Loch und bemächtigte sich zweier im Bureau stehender Büchsen und feuerte sie, während ein Hottentott beständig lud, ohne Unterlaß auf die Leute ab, welche kamen, um den Wütenden zu bändigen. Glücklicherweise durchschloß er nur den Zaum eines Vorüberreitenden, so daß dessen Pferd durchging und wurde bald darauf durch einen Schuß in den Arm verwundet, worauf

man ihn wieder verhaften konnte. Die Augenzeugen betonten besonders die Gefahr, in welcher die Akten im Bureau geschwebt hatten, welche der Entfesselte mit Leichtigkeit hätte in Brand setzen können.

Das Los, welches den Verurtheilten zufällt, ist im allgemeinen kein allzu hartes; sie werden in den Dörfern verwandt, um die Straßen und Wasserfurchen in Ordnung zu halten, eine Arbeit, welche ihnen, namentlich in Putschestroom längst über den Kopf gewachsen ist. Der Landdrost nimmt sich die Freiheit, sie auf Regierungskosten zur Arbeit in seinen Gärten und Feldern zu verwenden, während die Straßen verwahrlosen, so daß sich in der Regenzeit Wagen darin festfahren. Der oben erwähnte englische Handwerker, ein vorzüglicher Stellmacher und Möbeltischler hatte es sehr bequem, er rüstete das Haus des Landdrosts ganz und gar mit Möbeln aus und durfte auch außer dem Hause (er ging gewöhnlich frei herum) Arbeiten annehmen, wodurch natürlich die Handwerker im Orte, da er fast umsonst arbeitete, schwer geschädigt wurden. Sie sandten eine Petition nach Pretoria um Aenderung dieser Mißstände, die aber unbeantwortet blieb. „Geduld!“ das ist für Transvaal eine sehr brauchbare Eigenschaft. Der erwähnte Van Zyl hatte es jedenfalls am allerbequemsten, er wohnte ganz gemüthlich mit seiner Frau beim Gefängniswärter. Uebrigens dürfen Verurtheilte im Transvaal für die schwere Arbeit einen Stellvertreter annehmen (welches aber wohl für Van Zyl nicht nötig erachtet wurde); sie gehen dann bei Tage spazieren und schlafen nachts im Gefängnis. Allerdings sollen auch im Osten des Kaplandes zuweilen

ähnliche Zustände herrschen, indem man Handwerker dort mit Vorliebe verurteilt und dann ihre Geschicklichkeit im eigenen Interesse ausbeutet. Das alles wird die Zeit schon ändern.



VI. Die Westgrenze und die Nachbarländer der Ostküste.

Ehe wir unsere Betrachtungen über Transvaal schließen, wollen wir noch einen Ueberblick über die Vorkommnisse der letzten Jahre an den Grenzen geben, da die über diese Vorfälle nach Europa gelangten Zeitungsnachrichten wohl wenig geeignet waren, ein klares Bild derselben zu geben. Wie wir gesehen haben, giebt es im Lande noch fruchtbaren Boden genug, der der Bearbeitung wert ist, aber jeder Bur will gern Herr eines Platzes von womöglich 6—8000 Morgen werden, er siedelt sich nicht bei seinem Vater oder Bruder an, dessen Grund ihn auch ernähren könnte, zieht auch nicht ins Buschfeld, wo im Sommer das Fieber zu fürchten ist, sondern sucht durch Beteiligung an irgend einem Kriege sich Recht auf Grundbesitz zu erwerben. Gesunde, noch unbesiedelte Landstrecken bevölkern sich daher schnell durch Weiße. So wurden, als die Engländer die Pondomesen aus ihrem Lande vertrieben hatten, diese Gebiete in kurzem durch Buren aus dem Kaplande und dem Orange-Freistaat okkupiert. Den Buren im Transvaal ward aus den genannten Ursachen ihr Land schon jetzt zu enge. Dazu kam, daß sich unter ihnen einzelne fanden, die keine Lust hatten, einem ruhigen Erwerb nachzugehen, für die vielmehr die Aufregung des Lager- und Kriegslebens bereits zum Lebensbedürfnis geworden war. Bald fand sich für solche unruhige Gäste eine Gelegenheit, sich in die Zwistigkeiten zwischen dem Betschuanenfürsten Manforan und Montsua einzumischen, welche beide weiße Freiwillige zur Kriegsführung anwarben, denen sie Grundbesitz

versprochen. Bisher hatten sich Buren noch nie auf eine so tiefe Stufe gestellt, daß sie sich von Schwarzen anwerben ließen, weshalb auch die Transvaal-Regierung die Beteiligung untersagte bei Strafe der Konfiskation des Grundeigentums der Betreffenden. Aber diese hatten keinen Grundbesitz und so war auch nichts zu konfiszieren. Man sieht also, um welche Elemente es sich handelte. Viel Blutvergießen gab es bei der Kriegführung nicht; aber schließlich verbanden sich die Freiwilligen mit Montsua und erklärten den Kaffern den Krieg, so daß das schon fast der Zivilisation gewonnene Kaffernvolk fast ganz vernichtet wurde im Jahre 1884. Das Jahr vorher hatten die Freiwilligen die beiden Republiken Stellaland und Land Gosen in Betschuanaland angelegt. Der große Handelsweg nach dem Innern führte durch diese Gebiete und die Bürger der jungen Republiken machten sich diesen Umstand zu nutzen und verlangten hohe Zölle von den Händlern, welche auf dieser Straße verkehrten. Wenn man nicht gleich bezahlte, nahmen sie einfach alles, selbst Wagen und Ochsen weg und teilten es unter sich. Diese Vorgänge bewirkten endlich, daß England nach langem Zögern eine Expedition unter General Warren ausjandte, welche alles bewohnte Land westlich der im Londoner Vertrage von 1884 festgesetzten Grenze von Transvaal in Besitz nahm. Die Buren machten erst Miene, sich zu widersetzen; vielleicht hofften sie auf Unterstützung seitens ihrer Volksgenossen in der alten Kolonie. Da letztere aber ebenfalls das Betragen dieser modernen Raubritter mißbilligten, so unterwarfen sie sich der Uebermacht. General Warren that sein bestes, einen Aufruhr hervorzurufen, um ihn dann mit seinen Mannschaften

sogleich niederzuwerfen und die Macht der Buren
 vielleicht auch im Transvaal gänzlich vernichten zu
 können. Doch er kannte diese Leute noch schlecht;
 seine Bemühungen scheiterten an der Geduld und
 Besonnenheit der Buren. Indessen stellten sich die
 größeren Betschuanenhäuptlinge unter englischen Schutz
 und Betschuanaland ist jetzt unter direkte Oberhoheit
 der britischen Krone gebracht mit dem High Com-
 missioner Sir Hercules Robinson zu Kapstadt als
 Gouverneur. Die Engländer beabsichtigen, dort
 Land an europäische Ansiedler zu vergeben, doch so,
 daß die Wasserplätze den Kaffern verbleiben und
 nur trockenes, allein zur Viehzucht verwendbares
 Land zur Verteilung kommt. Sie wollen dort eine
 Art Militärgrenze gegen die Buren bilden, um ein
 Vordringen derselben nach Westen hin zu verhindern;
 deshalb wird jeder Ansiedler verpflichtet, während
 der ersten fünf Jahre für den Polizeidienst und das
 Feldkommando, wenn erforderlich, zwei Bewaffnete
 zu stellen. Den Buren, welche dort noch Grund-
 besitz haben, will man ihre Rechte abkaufen, wenn
 sie im Stande sind, sich über deren gesetzliche Er-
 werbung auszuweisen. Die armen Ansiedler werden
 in jenem wüsten Buschlande mit vielen Schwierig-
 keiten zu kämpfen haben und es können Jahrzehnte
 voll Krieg und Unruhen vergehen, ehe sie zu
 einigem Wohlstande gelangen werden. Es wäre
 sehr zu wünschen, daß sich keine Deutschen dort
 niederlassen, denn die Otkupation von Betschuana-
 land ist im Grunde doch nur geschehen, um Deutsch-
 land zuvorzukommen, daß es von der Westküste aus
 keine Verbindung mit den Buren anknüpfe. Jene
 schöne Gelegenheit ist für uns leider vorübergegangen
 und wenn auch davon geträumt wird, später einmal

über den Ngamifsee mit dem nördlichen Transvaal in Handelsverbindung zu treten, so dürfte die Erfüllung doch noch lange auf sich warten lassen. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, welche Anfang vorigen Jahres in Bryburg, der früheren Hauptstadt von Stellaland in Umlauf waren, so soll das ganze Land durch Langberg, einen gewaltigen Bergzug von der Kalahari-Wüste getrennt und die beiden einzigen Pässe, welche über denselben führen, von den Engländern befestigt sein. Langberg ist allerdings für Kartographen noch ein sehr vager Begriff.

Ähnliche Umstände wie an den Westgrenzen traten auch im Osten zu Tage. In Sululand war schon vor Ketschwanos Tode völlige Anarchie eingebrochen. Der neue König Denijulu, ein noch junger Mann, hatte fortwährende Kämpfe mit der Partei der Usutus zu bestehen und England, dem doch eigentlich Sululand nach der Eroberung gehörte, that nichts, um die Ruhe wieder herzustellen. Diesen Umstand machten sich unternehmende Buren aus den Grenzdistriften zu nutzen. Sie schlossen sich gegen ein Versprechen von Landabtretung der königlichen Partei an und verhalfen Denijulu zur Ueberwindung seiner Gegner, worauf sie ihn zum König krönten, also mit anderen Worten ihn zum Vasallen machten. Die Buren erhielten ein Gebiet in der Nähe der St. Luzia Bai, wo sie die „Neue Republik“ gründeten.

Im Anfang vorigen Jahres tauchte nun in Süd-Afrika die Nachricht auf, Deutschland hätte die St. Luzia-Bai in Besitz genommen, die deutsche Flagge sei dort gehißt worden. Ein Deutscher namens Einwald wurde in Verbindung mit diesen

Vorfällen genannt. Leider sollte die freudige Hoffnung der Deutschen im Transvaal, auch an der Ostküste Süd-Afrikas eine deutsche Kolonie entstehen zu sehen, bald eine Enttäuschung erfahren. Wir wollen einige Einzelheiten darüber, wie sie später aus Zeitungsartikeln ersichtlich wurden, hier wiedergeben.

Der genannte Einwald scheint ein entschiedener Feind der Buren und ein Freund der Sulus zu sein. Im November 1884. machte er vermutlich einen Handelstocht von Natal aus in das Lager Denisulus. Nachdem er dem Könige Geschenke übergeben, die dessen Wohlgefallen erregten, besprach er die Lage des Landes mit ihm. Die Sulus hatten infolge der langwierigen Unruhen großen Mangel an Lebensmitteln. Denisulu meinte, daß ihn die Buren hintergangen hätten; sie hätten ihm zwar erst geholfen und er hätte den Helfern Land gegeben, von der Proklamation, durch welche er den Buren ihre jetzige Republik zugesprochen, wüßte er aber nichts, und diejenigen Buren, welche nach dem Kriege gekommen, müßten das Land wieder verlassen. Schließlich machte Einwald mit Denisulu folgendes Uebereinkommen: Einwald erhielt die St. Luzia-Bai und 100000 Acker Land mit einer unbestimmten Oberherrschaft oder Protektorat über ganz Sululand, welche entweder England oder Deutschland übernehmen sollte. Darüber wurde ein Dokument ausgefertigt. Ferner wurde mündlich vereinbart, daß diejenige Macht, die das Protektorat übernehmen wolle, die Buren, welche Denisulu nicht geholfen, aus dem Lande vertreiben müsse und unter den Sulus Mais austheilen solle. Einwald ging erst nach London und legte die Sache dem

Lord Derby vor, der ihm aber keine zufriedenstellende Versicherungen geben konnte, da man sich nur verpflichtet erachtete, die Ordnung in der britischen Reserve aufrecht zu erhalten und über den Umflatusfluß hinaus keine Machtbefugnis habe oder haben wolle. Denijulu hatte sehr darauf gedrungen, daß Einwald dem deutschen Kaiser das Protektorat über sein Land antragen solle, worauf Einwald das erwähnte Dokument an Herrn Lüderix abgesandt hatte. Schon in Kapstadt hatte er Weisung durch ein Kabel-Telegramm erhalten, um nach Berlin zu kommen, wohin er sich von London aus begab. Er erhielt eine Audienz beim Fürsten Bismarck und erklärte demselben die Lage von Sululand. Begreiflicherweise bildete auch dort die Bedingung, die Buren aus Sululand zu vertreiben, den Stein des Anstoßes, welcher gegen die Annahme sprach, und die Angelegenheiten wurden darauf zwischen den Kabinetten von Berlin und London in Unterhandlung gezogen, welche mit Deutschlands Verzichtleistung auf seine Ansprüche in jenen Gebieten endigten.

Es ist zu beklagen, daß Einwald im Widerspruch mit Denisulus Wunsch zuerst an England sich wendete, dem seine Vermittlung, wie seine Einmischung überhaupt, gewiß nicht wünschenswert war und ferner, daß er so wenig Sympathien für die Buren hegte — die, wie schlecht einzelne unter ihnen auch immer sein mögen — doch für die Zukunft ohne Zweifel das herrschende Element in Süd-Afrika sind.

Die Kapische Regierung schickte Mitte vorigen Jahres den Kreuzer „Moor“ nach St. Luzia-Bai ab. Man fand sie verlassen und hißte die englische Flagge. Bei der Landung wurde das Boot zer-

trümmert und die heftige Brandung verhinderte, daß die Besatzung des Kreuzers den Gelandeten zur Wiedereinschiffung behilflich sein konnte. Dieselben mußten unter Führung des Kapitäns zu Fuß nach Natal zurückkehren. Einige Zeit darauf nahmen die Bürger der „Neuen Republik“ die Bai für sich in Besitz und proklamierten sie als Freihafen für die Schiffe aller Nationen. Proklamieren ist freilich leichter als Hafenbauten anlegen.

Als Hauptstadt der „Neuen Republik“ wurde „Bryheid“, nur 7 bis 8 Stunden von Utrecht im Transvaal entfernt, angelegt. Die Berichte über diesen Ort lauteten vielfach ungünstig. Dagegen schreibt der Berichterstatter des „Kapland“, der deutschen Zeitung in Kapstadt, welcher diesen Ort Mitte vorigen Jahres besuchte, daß derselbe im Aufblühen begriffen sei und auch die Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung besitze, da er am Knotenpunkt der wichtigsten Handelsstraßen angelegt und reichlich mit Wasser versehen sei.

Sululand ist wohl ohne Zweifel eins der besten Länder Süd-Afrikas. Alle Reisenden, die dort gewesen sind, wissen rühmendes zu sagen über die üppige Vegetation, die fruchtbaren, von wasserreichen Flüssen durchzogenen Ebenen und Hügelländer und die prächtige Szenerie. Das Land ist meistens bebüschet, hier und da auch von Nutzholz bestanden, das Klima noch weit regenreicher als das des Transvaal, so daß an vielen Orten eine künstliche Bewässerung unnötig wird. Die niedrigen Gegenden, die hier und da ungesund sein mögen, werden sich wie uns das Beispiel Natals zeigt, gut zum Plantagenbau eignen, während die Hochebenen vortreffliche Viehweide und gutes Ackerland liefern. Es ist

kaum anzunehmen, daß die Sulus als Nation noch viel länger als zwanzig oder dreißig Jahre existieren werden. Nach und nach dürfte die Mission auch bei diesem Volke ihren Einfluß in der Weise kund thun, daß die Männer, die jetzt noch stolz wie keine andern Kaffern auf ihre Kriegerwürde sind, sich zur Arbeit bequemen müssen und das Los der Frauen, die jetzt noch als Arbeitsvieh behandelt werden, erleichtert wird.

St. Luzia-Bai ist der natürliche Hafen von Sululand und dem südöstlichen Transvaal. Leider ist diese Bai für Deutschland verloren gegangen, aber noch könnte sie für deutsche Interessen erschlossen werden, indem deutsche Kaufleute dort Handelsstationen errichten. Nach den letzten Nachrichten gab es dort noch keine, da aber das Land fruchtbar und die Ruhe, deren Mangel die Kaufleute bisher zurückhielt, jetzt hergestellt ist, so wird sich ein solches Unternehmen sicher rentieren. Möchten doch diesmal die deutschen Kaufleute den englischen zuvorkommen. Zwar ist es jetzt noch zweifelhaft, ob Englands Flagge oder die der Neuen Republik dort weht, aber die Neurepublikaner sind allein zu schwach, um England dieses Recht mit den Waffen in der Hand streitig zu machen. Es hängt davon ab, ob John Bull die Sache auf sich selbst beruhen läßt und abwartet, bis das Land sich erst selber aus dem größten heraus entwickelt hat, oder sie sogleich energisch in die Hand nimmt.

Ein Blick auf die Karte von Süd-Afrika zeigt uns, daß Port Natal, über welchen Hafen der gesamte auswärtige Handel Transvaals bisher ausschließlich betrieben wurde, eigentlich viel zu südlich liegt und daher seinen Platz für die Zukunft wohl

kaum noch sehr lange behaupten kann. Die Delagoa-Bai, welche mit Pretoria fast unter gleichem Breitengrade liegt, ist außer St. Luzia-Bai der natürliche Hafen Transvaals. Weiter nach Norden zeigt die Küste, soweit bekannt, bis Inhambane keine Häfen; jener Ort liegt aber bereits zu weit nach Osten, um für Transvaal noch von Bedeutung zu sein. Die Entfernung zwischen Delagoa-Bai und Port Natal beträgt für Dampfer wohl kaum mehr als zwei Tage, würde also die Fracht von Europa um das Kap der guten Hoffnung nicht wesentlich erhöhen. Ganz anders stellt sich aber die Sache, wenn eine regelmäßige Schifffahrt durch den Suezkanal nach der Bai eröffnet würde, vielleicht in Verbindung mit der subventionierten deutschen Dampferlinie nach Asien und Australien, dadurch würde Pretoria uns um etwa 600 Meilen näher gerückt werden. Das wäre, wie schon ein Korrespondent der deutschen Kolonialzeitung schreibt, allerdings gegen das Interesse des englischen Zwischenhandels, wohl aber für deutschen Handel, für billigere Post, billigere Fracht und Unabhängigkeit von England im großen. Die Dampfer könnten einestheils Aden von Delagoa-Bai aus den dortigen Kohlenlagern mit Kohlen versehen, andernteils den ganzen Passagier-, Fracht- und Postverkehr mit Süd-Ost-Afrika über Brindisi unterhalten; nichts würde den deutschen Einfluß in jenen Gebieten so sehr fördern und den deutschen Interessen so zu Hilfe kommen als eine solche Verbindung. Jetzt ist es freilich noch schlecht in Delagoa-Bai mit der Wahrung unserer Interessen bestellt. So schreibt genannter Korrespondent aus Pretoria unterm 29. Dezember 1885: In Lorenzo-Marquez (Delagoa-Bai) ist seit Monaten wieder

kein Vertreter, so daß deutsche Waren, die dort über Natal angekommen, nicht verladen werden konnten, ja nach Natal aufs neue befördert werden mußten, um von dort aus dem viel weiteren Landtransport unterzogen zu werden.

Betrachten wir uns jetzt die Gründe, welche bisher die Entwicklung einer geregelten Verbindung zwischen Transvaal und Delagoa-Bai beeinträchtigen. Schon Potgieter, der Gründer der Republik, machte im Jahre 1844 von Potchefstroom aus die Reise durch das damals größtenteils noch unbekanntes Land nach Delagoa-Bai, nachdem er auf einem im Jahre vorher gemachten Zuge, des Eintritts der Regenzeit wegen, das Ziel nicht erreicht hatte. Kaum waren das Hoogefeld und die Randberge überschritten, als man wegen der Tsetsefliege die Ochsenwagen zurücklassen und die Reise zu Pferde fortsetzen mußte, doch wurde das Ziel glücklich erreicht und die Buren von den Portugiesen gut aufgenommen. Im folgenden Jahre verließ Potgieter die Ansiedlungen am Mooisfluß mit dem größten Teil der dortigen Buren und ließ sich im jetzigen Lydenburg-Distrikt nieder, um Delagoa-Bai näher zu sein. Wie bereits erwähnt, bewirkte das verheerende Fieber bald, daß das neuangelegte Andries-Dhrigstadi in kurzem verlassen wurde. Lydenburg wurde an einem gesünderen Orte gegründet und man dachte jetzt daran, eine geregelte Verbindung mit der Bai herzustellen. Bald wurden aber die umwohnenden Basutos, da die Buren sie jetzt vor den Sulus, Swasis und Matabelen schützten, mächtig und übermütig; sie heunruhigten die Ansiedlungen fortwährend, deren Bewohner zum Ueberfluß in kirchliche und politische Zwistigkeiten verwickelt waren. Die Tsetsefliege und

das sumpfige, ungesunde Küstenland machten einen Verkehr mit der Bai durch Ochsenwagen unmöglich und die wilden Swasis welche die zwischenliegenden Gebiete durchstreiften, griffen öfters die Reisenden an, während die Portugiesen sich gänzlich passiv verhielten. So kam es, daß die englischen Kaufleute in Natal sich diese Zustände zu Nutze machten. Sie schickten Wagen auf Wagen mit Handelsgütern über die Drakensberg: ins Land hinein; bald war ein geregelter und sicherer Verkehrsweg eröffnet und man zog diesen sichereren, aber längeren Weg natürlich dem unsichern, näheren vor.

Erst die Anlegung von Neu-Schottland auf dem Hoogefeld an den Quellgebieten des Baalflusses bewirkte, daß man die Wiederherstellung der Verbindung mit Delagoa-Bai in Angriff nahm. Der Plan des Unternehmers, eines Schotten, Mac Corfindale bezweckte, die Anlegung eines Weges über das Hoogefeld und die Berggegend bis dahin, wo der Ujutufluß schiffbar wird. Von dort aus sollte der Verkehr durch flache Boote bis Delagoabai vermittelt werden. Mac Corfindale wurde aber am Ujutuflusse vom Fieber befallen, er starb und mit ihm ging sein Plan zu Grunde. Die Angelegenheit ruhte wieder mehrere Jahre, bis die Entdeckung von Gold im Lydenburg-Distrikt die Portugiesen vermochte, einen Wagenweg mit Brückenbauten durch das ungesunde Sumpfland bis ans Libombogebirge zu bauen. Die Tsetse war nach der Verminderung des Wildes fast gänzlich verschwunden und jetzt existiert ein ungehinderter Wagenverkehr von Pretoria, den Goldfeldern und Lydenburg nach Lorenzo-Marquez, der Hafenstadt, jedoch der geringe Markt für die Landesprodukte an diesem Platze und die erfolgreiche

Konkurrenz von Natal verhinderten bisher, daß der ganze Handel des Landes nach dem Hafen desselben, der Delagoa-Bai, gelenkt wurde.

Unter Bürgers Präsidentschaft (1872—77) wurde das Projekt einer Eisenbahnverbindung zwischen Transvaal und Delagoa-Bai zuerst erwähnt. Bürgers schloß während seiner Anwesenheit in Europa einen diesbezüglichen Vertrag mit Portugal und machte in Holland eine Anleihe von 300 000 Pfd. St. für die Eisenbahn, wovon aber nur 80 745 Pfd. St. flüssig gemacht wurden. 71 813 Pfd. St. verausgabte Bürgers für Bahnmateriale und Transport, wozu er aber vom Volksraad nicht ermächtigt war. Dieses Materiale blieb langezeit in Blijssingen dem Wind und Wetter ausgesetzt und wurde, nachdem Bürgers Projekte gänzlich gescheitert und Transvaal durch England annektiert worden, für nur 15 000 Pfd. St. verkauft (Cachet). Die englische Politik erlaubte natürlich nicht, daß der Handel des Landes durch eine Bahnverbindung von den englischen Häfen abgelenkt würde. Erst nach den Befreiungskriegen wurden die Bahnprojekte abermals erwogen. Die Buren sind im allgemeinen sehr gegen Eisenbahnen eingenommen, da manche sich mit Frachtfahren ernähren und eine Verminderung des Transports durch Ochsenfuhrwerke auch die Nachfrage nach Zugtieren verringern und die Viehzucht, den Haupterwerbszweig im Lande, benachteiligen würde. Nichtsdestoweniger wurde Präsident Krüger durch den Volksraad beauftragt, das Bahnprojekt abermals energisch in Angriff zu nehmen. Die Buren waren also verständig genug, um einzusehen, daß mit der Delagoa-Bai-Eisenbahn ihre indirekte Abhängigkeit von England mehr und mehr in Wegfall kommen

würde. Paul Krüger schloß einen Vertrag mit Portugal, wonach sich dieses verpflichtete, mit dem Bahnbau auf portugiesischem Gebiet den Anfang zu machen; leider mißglückte dem Präsidenten die Schließung einer Anleihe in Holland, doch ist nicht anzunehmen, daß das Zustandekommen dieser Eisenbahn damit alle Aussicht für die Zukunft verloren hat. Die Finanzen des Transvaal stehen allerdings zu schlecht, um das Projekt für die nächsten Jahre wieder aufkommen zu lassen. Nach den neuesten Nachrichten will Portugal im Juni dieses Jahres mit dem Bahnbau auf seinem Gebiete beginnen.

Delagoa-Bai ist die größte und am meisten geschützte Bucht der ganzen Ostküste Süd-Afrikas. Keine Sandbank, wie in Port Natal, hindert die Einfahrt, die geschützte Rhede bietet für die Schiffe sichere Ankerplätze, außerdem ist dieselbe auch größer als alle anderen Baien Süd-Afrikas und alle Schiffe können aus den Flüssen mit gutem Trinkwasser versehen werden. In die Bai münden drei größere Flüsse. Der nördliche davon ist der Komati, auch Manice Umkomogazi, Umkomanzi oder St. Georgsfluß genannt. Derselbe ist etwa 100 englische Meilen für kleine Fahrzeuge befahrbar. Der südliche, der Njutu oder Maputa und der mittlere, der Tembe, welcher mit dem Bergfluß Umwelosi zusammen die breite Flußmündung von Lorenzo Marquez bildet, sind beide bis ans Libombogebirge, also etwa 60, resp. 30 englische Meilen aufwärts auch für kleine Dampfer schiffbar. Die Delagoa-Bai, so genannt, weil die portugiesischen Schiffe auf der Rückreise von Goa in Indien dieselbe anzulaufen pflegten, soll schon um das Jahr 800 den Arabern unter dem Namen „Dugutha“ bekannt

gewesen sein. 1497 wurde die Bai durch Vasco de Gama entdeckt und Bahia de Boa Paz (Bai des guten Friedens) benannt. Lorenzo Marquez legte 1544 eine nach ihm benannte Faktorei an. Von 1721—35 besaßen die Holländer dort eine Station; von 1776—81 die Oesterreicher, worauf die Portugiesen wieder von der Bai Besitz ergriffen und sie seit der Zeit nicht wieder aufgaben. 1875 wollten die Engländer die vor der Bai liegende Insel Inyack in Besitz nehmen, wurden aber durch den Schiedspruch des Präsidenten der französischen Republik, Mac Mahon, daran gehindert. Ein Versuch der Buren, sich das Land an der Südseite der Bai längst des Uutu anzueignen, wurde durch einen Vertrag mit Portugal vernichtet. Die Stadt lag früher nur am sumpfigen Ufer der Bai, weshalb der Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig ließ. In neuerer Zeit wurde eine andere Niederlassung auf der etwa 200 Fuß hohen Berea angelegt, während die Faktoreien unten verblieben und nach E. v. Weber soll man jetzt weniger am Fieber zu leiden haben. Unter den Handlungshäusern der Niederlassung sollen mehrere Deutsche sein. E. v. Weber richtete, wie er in seinem Werke „Vier Jahre in Süd-Afrika“ mitteilt, etwa 1875 ein Schreiben an den Kaiser und an den Reichskanzler, worin er die Vorzüge von Delagoabai schilderte und den Wunsch ausdrückte, Deutschland möchte sie von Portugal durch Kauf erwerben, wurde aber abschlägig beschieden.

„Meiner Ansicht nach,“ jagt der zitierte Korrespondent der Kolonialzeitung, „war Südost-Afrika schon lange von Delagoa-Bai und Sululand aus dem deutschen Handel zu gewinnen und hierzu wäre

das beste Mittel Kolonisation auf beiden Seiten des Libombo-Gebirges und Ausbeuten der Steinkohlenminen in der Nähe der Delagoa-Bai, wodurch dieser vortreffliche Hafen zu einer bedeutenden Kohlenstation umgewandelt würde. Durch die Eröffnung der Delagoabai-Eisenbahn würde dem Landstrafenraub der englischen Küstenplätze und dem englischen Monopolhandel in Ost-Süd-Afrika ein Ziel gesetzt; durch Delagoa-Bai würde der künstlich nach Kimberley über Kapstadt und Port Elisabeth dirigierte Handel mit dem Innern Afrikas in die richtige 600 Meilen nähere Bahn gelenkt und an all diesem hat, meiner Ansicht nach das Deutschtum wie die Bewohner der Republiken Süd-Afrikas ein großes Interesse oder sollte es haben.“

Wenn wir uns jenes Land am Libombo-Gebirge auf der Karte näher ansehen, so finden wir, daß es auf der Ostseite den Portugiesen gehört, während der größte Teil des Westhanges den Swasis zufällt und nur ein kleiner Teil in Form eines Dreiecks zwischen dem oberen Komati und dem Gebirge innerhalb der Grenzen Transvaals liegt; der Teil zwischen dem Gebirge und dem unteren Usutu ist auf verschiedenen Karten sogar als unbewohnt bezeichnet. Da nun das Gebirge nur etwa 8 deutsche Meilen in der Luftlinie von Delagoa-Bai entfernt ist, so würde eine Ansiedlung dort vielleicht günstig sein, um so mehr, da schiffbare Flüsse den Verkehr vermitteln. Das Land westlich von dem Gebirge wird mindestens 2500 Fuß Höhenlage haben. Da die Gegend aber noch zu wenig bereist ist, so fällt es schwer, über dieselbe Näheres zu erfahren; Buren werden sich wahrscheinlich dort noch nicht angesiedelt haben. Man könnte von den Oberhäuptlingen der

Swasis vielfach billig Grund oder auch ein Protektorat über deren ganzes Land, wo, wenn wir nicht irren, auch schon deutsche Missionare leben, erwerben. Daß sich die Gegend zur Ansiedlung von kleinen Ackerbauern eignet, ist wohl nicht gut anzunehmen, kann aber doch möglich sein. Plantagenbau wäre dort jedenfalls lohnend, da die in nächster Nähe zwischen der Bai und Sululand wohnenden Amatonga von englischer Seite als gute Arbeiter bezeichnet und von den Sulus deshalb Hunde (Tonga) genannt werden. Es wäre sehr wünschenswert, daß man von Deutschland aus, vielleicht unter Mithilfe eines kolonifatorischen Vereins, eine Persönlichkeit, welche mit südafrikanischen Verhältnissen bereits etwas vertraut und auch die nötigen Kenntnisse über Plantagenbau besitzt, dorthin entsendete, um die Verhältnisse genau zu untersuchen und vor allem zu berichten, wie weit die Gegend fieberfrei ist und ob die Tsetse noch zuweilen auftritt. Dann könnte man sich leicht mit der portugiesischen und transvaalischen Regierung einigen. Großbritannien besitzt dort glücklicherweise keinen nennenswerten Einfluß. Wenn erst genügende Information verschafft ist, läßt sich weiter über die Sache reden.



Nachtrag.

Seitdem das Vorhergehende geschrieben wurde, sind fast 2 Jahre verstrichen und manches hat sich in dieser Zeit in Südafrika verändert. Die Entdeckung neuer ausgedehnter und reichhaltiger Goldlager im östlichen Transvaal und auf Witwatersrand führte das Zuströmen zahlreicher, meist englischer Goldgräber herbei. In kurzer Zeit entstanden zwei neue Ortschaften, Barberton in der Nähe der früheren De-Kaap Goldfelder und Johannesburg auf Witwatersrand. Ein reges Leben entwickelte sich dort. Das eingeströmte Kapital übte seine belebenden Wirkungen auf Handel und Verkehr. Transvaal erhielt wieder einen kaufkräftigen Markt für seine Bodenprodukte und die Preise aller Handelsartikel erfuhren einen unerwarteten Anfschwung. Der schlechte Stand der Finanzen der Republik, welcher eben noch den Staats-Bankerott in nahe Aussicht stellte, wich einem erträglichen Zustande, so daß bald die Abzahlung der Schuld an England in Erwägung gezogen wurde.

Das deutsche Kapital fand bei der Ausbeutung der neuen Goldfelder keine nennenswerte Verwendung und unter den obwaltenden Verhältnissen war diese Zurückhaltung auch gerechtfertigt, da sich bald eine wüste Spekulation der goldgrabenden Bevölkerung bemächtigte, welche bald manchen schweren Verlust herbeiführte. Dagegen war das deutsche Kapital

stark vertreten bei der Gründung einer Südafrikanisch-Niederländischen Eisenbahngesellschaft am 21. Juni 1887, welche den Zweck verfolgt, die Delagoa-Eisenbahn von der Grenze Transvaals bis nach Pretoria zu verlängern.

Die Bahnstrecke von der Bai bis zur Grenze, deren Bau eine amerikanische Gesellschaft übernommen hatte, ist bis auf einige Meilen fertiggestellt und am 14. Dezember 1887 eröffnet worden. Die Bahn wendet sich nach Norden bis zum Libombo-Gebirge und zunächst wird man große Schwierigkeiten haben, sie über dieses Gebirge, welches eine Breite von 5—6 engl. Meilen hat, hinwegzuführen; außerdem ist die Grenze des Transvaal dort nicht genau festzustellen. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß, wenn die Eisenbahn nach Pretoria vollendet ist, das Projekt einer Dampferverbindung zwischen Uden und Delagoa-Bai wieder mehr Interesse wachruft.

In Pretoria ist im März 1888 ein deutsches Konsulat errichtet worden.

Erwähnenswert sind ferner noch die Borgänge in Swasiland, von welchen auch in deutschen Zeitungen Notiz genommen wurde. Umbandine, der König der Swasis, hatte an einzelne Buren das Weiderecht auf bestimmte Teile seines Landes für die Dauer von 99 Jahren verpachtet, außerdem war aber das Recht des Mineralgrabens im ganzen Lande an englische KonzeSSIONÄRE vergeben. Da nun Goldgraben und Schafweiden auf demselben Gebiet nicht gut möglich ist, entstanden zwischen Engländern und Buren Anfang 1887 Streitigkeiten, welche ernstliche Verwickelungen herbeizuführen drohten. Die Buren wollten den König, wenn er sich nicht gutwillig bewegen ließ, mit Gewalt zwingen, die Ver-

träge zu halten, besonders die Ausübung ihres Weiderechts zu sichern. Sie verlangten sogar, er solle sich unter den Schutz Transvaals stellen. Hauptsächlich richtete sich die Erbitterung der Buren gegen Umbandines Minister Shepstone, der früher ein geliebener Advokat in Pretoria war. In schlauer Weise berief nun Shepstone eine Versammlung von Buren und Goldkonzeßionären, auf der allerdings die Buren nicht zahlreich vertreten waren. Es wurden den letzteren Zusicherungen in Aussicht gestellt; die Goldkonzeßionäre suchte Shepstone ebenfalls zu einem gewissen Nachgeben zu bewegen, wodurch die Zufarantenkunft ziemlich zufriedenstellend verlief. Von sonstigen Beschlüssen dieser Versammlung ist erwähnenswert, daß eine Polizeiverwaltung von Europäern geschaffen werden sollte, was auch geschehen ist. Die Buren beraumten eine Gegenversammlung an, aus der aber nicht viel geworden zu sein scheint. Darauf begab sich Shepstone nach Pretoria, um wegen der beunruhigenden Ansammlung von Buren an den Grenzen Swasilands bei der Transvaal-Regierung Vorstellungen zu machen, und wie es scheint, ist seine Mission auch erfolgreich gewesen. Swasiland ist übrigens im Londoner Vertrage für frei erklärt und kann demnach weder von England noch von Transvaal annektiert werden, falls es seine Unabhängigkeit nicht behaupten kann. Die Bevölkerung von Swasiland wird auf 56—60 000 Eingeborene geschätzt, darunter 8—10 000 Krieger. Neuere Berichte nennen das Land die Schweiz von Südafrika und sind voll von Bewunderung der prächtigen Szenerien und der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens. Die Höhen werden als gesund, die Flußniederungen als ungesund geschildert, die Gegend bei Libombo-

Berge als ein verhältnismäßig trockener Strich dargestellt.

Wenn wir nun im vorstehenden mit Genugthuung konstatieren konnten, daß die Verhältnisse im Transvaal während der letzten 2 Jahre im allgemeinen eine bedeutende Besserung erfahren haben, so sind wir erfreut, daß auch in Deutschland das Interesse für Südafrika und besonders für Transvaal in einem wenn auch kleinem Kreise erhebliche Steigerung und eine zielbewußte Förderung erfahren hat. Gelegentlich des im September 1886 in Berlin stattgehabten allgemeinen deutschen Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen bildeten hervorragende Kenner und Freunde Südafrikas einen „Verein zur Förderung deutscher Interessen in Südafrika“. Der Zweck dieses Vereins ist die Pflege der deutschen wirtschaftlichen Interessen jeder Art, sowie deutscher Sitte, Sprache und Art in Südafrika unter Förderung eines guten Einvernehmens zwischen den südafrikanischen Staaten sowie zwischen Eingeborenen und Ansiedlern. Für diesen Zweck will der südafrikanische Verein mit Wort und Schrift eintreten, er will ferner wirtschaftliche Unternehmungen in Betrieb von Handel, Landwirtschaft und Bergbau in geeigneten Fällen anregen und solche Unternehmungen durch Rat und That unterstützen. Zwar sind die Beziehungen, die der Verein bis jetzt in Transvaal angeknüpft hat, noch nicht sehr ausgedehnt, doch wurde in den Vorträgen und Versammlungen, welche derselbe im letzten Jahre veranstaltete, dem Transvaal die ausgedehnte Beachtung geschenkt. Wie der Ende 1887 erschienene 2. Bericht zeigt, plante der Verein bergmännische Untersuchungen und kolonisatorische Unter-

nehmungen im Transvaal, welche, obwohl zeitweilig durch Inangriffnahme ähnlicher Unternehmungen im Bondoland in den Hintergrund gedrängt, wohl in nächster Zeit der Verwirklichung näher gebracht werden dürften. Dieser 2. Bericht enthält auch einen lesenswerten Aufsatz über die neuen Goldfelder im Transvaal von C. Beyrich, welcher dort für die Zwecke des Vereins thätig ist, sowie eine Uebersicht der Geologie Südafrikas nebst anderen auch auf Transvaal bezughabenden Abhandlungen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß den Bestrebungen dieses zeitgemäßen Vereins immer mehr Theilnahme entgegengebracht würde, damit derselbe im Stande ist, den gebührenden Anteil an der überschüssigen Energie des deutschen Volkes bei den vor ihm gepflegten Unternehmungen in allen Theilen Südafrikas zu verwerten. Wir schließen unsere Betrachtungen in der Hoffnung, auch unsererseits beigetragen zu haben zur Belebung des Interesses für eins der Arbeitsfelder dieses Vereins.



